

16A 4458

P1

GEORG KARO

FÜNFZIG JAHRE
AUS DEM LEBEN EINES
ARCHÄOLOGEN

BADEN-BADEN
ERSCHIENEN BEI BRUNO GRIMM



KARO · FÜNFZIG JAHRE

© 1959 BY BRUNO GRIMM · BADEN-BADEN
DRUCKSTÖCKE VON FRITZ HAUSSMANN · DARMSTADT
SATZ UND DRUCK DER UNIVERSITÄTSDRUCKEREI MAINZ
PRINTED IN GERMANY

GEORG KARO

FÜNFZIG JAHRE
AUS DEM LEBEN EINES
ARCHÄOLOGEN

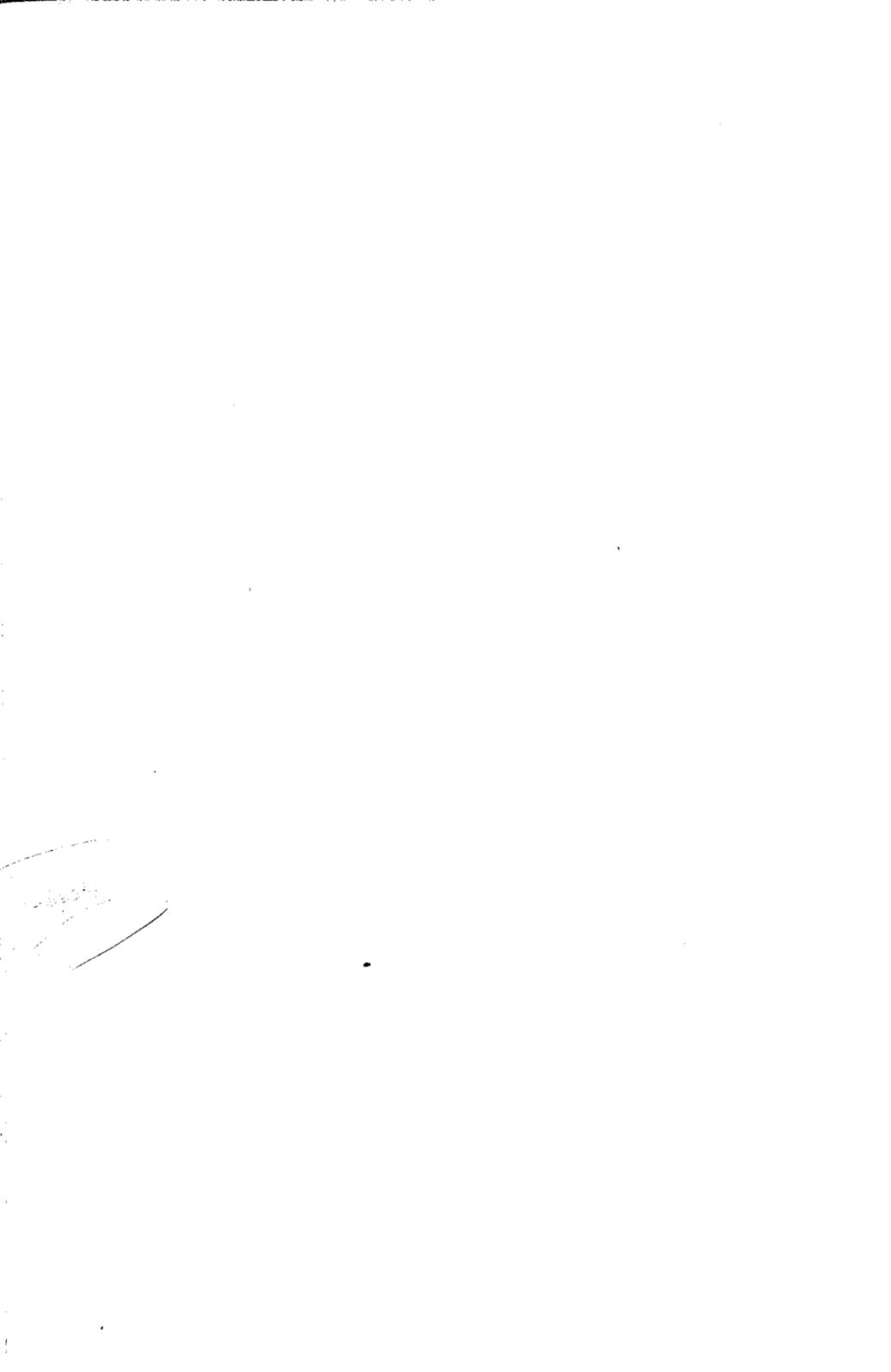
BADEN-BADEN
ERSCHIENEN BEI BRUNO GRIMM

Kunze



1961. 1248

LENOULA
LIEBEVOLL UND DANKERFÜLLT
ZU EIGEN





George Herro



Am 11. Januar 1872 bin ich in Venedig zur Welt gekommen, im Palazzo Barbaro am Canale Grande, dem bei weitem schönsten Bau, den ich je bewohnen sollte, leider ohne mir dessen Schönheit bewußt zu werden. Die frühesten Anzeichen meines künftigen Auftretens hatten meine Eltern zu Beginn ihrer ersten italienischen Reise überrascht; daraufhin blieben sie längere Zeit in Venedig. Beide waren jüdischer Abstammung, hatten sich aber von der alten Religion gelöst, ohne sich zu einem anderen Glauben zu bekennen; ihre Kinder hatten sie indessen von protestantischen Geistlichen taufen lassen. Mein Vater, 1820 als jüngstes von zahlreichen Kindern des Rabbiners in Königsberg (Neumark) geboren, hatte sich selbst das Schulgeld für das Gymnasium seiner Vaterstadt verdient, dort das Abitur bestanden, war dann nach Berlin gegangen, wo er es als Makler in raschem Aufstieg zu beträchtlichem Wohlstand brachte.

Nachdem er seine erste Frau durch ihren frühen Tod verloren hatte, und sein Dasein mit drei kleinen Kindern, Gouvernanten und Hausdamen ziemlich freudlos wurde, sah er sich nach einer zweiten Frau um und sollte in seiner Wahl überaus glücklich werden. 1860 heiratete er die reizende junge Helene Kuh, die einer guten, kultivierten Wiener Familie entstammte. Ihre sehr begabte Mutter, meine Großmutter, war mit einigen einflußreichen jüdischen Familien in Wien verwandt, ihr verdankte mein Vater bald nach seiner Heirat die Ernennung zum Österreichisch-Ungarischen Honorarkonsul in Berlin.

Er erwarb ein schönes Haus am Pariser Platz, dessen Beletage die Französische Botschaft mietete, während das junge Paar das Erdgeschoß bezog und eine glänzende

Gastlichkeit entfaltete. Auch als Sammler und Freund von Künstlern freute sich mein Vater seines neuen Lebens in Berlin, wie auch später in Florenz, bis ernste Krankheit ihn bald nach 1870 zwang, Beruf und Haus aufzugeben und Berlin zu verlassen. Zuvor hatte er noch seine zahlreichen Geschwister durch namhafte Geldgeschenke sicherstellen können, ohne dies uns gegenüber je zu erwähnen. Ich habe davon erst vor kurzem durch einen Vetter erfahren – Jahrzehnte nach dem Tode des stillen, bescheiden gütigen Mannes, der nie Aufhebens von sich machte.

Nicht lange nach jener italienischen Reise kaufte er in Baden-Baden, dessen Klima und Schönheit ihm besonders zusagten, ein Sommerhaus, das die einst gefeierte Pariser Schauspielerin Pauline Viardot sich als Ruhesitz erbaut hatte, während ihr Freund, der russische Dichter Turgenieff, die daneben gelegene Villa bezog. Der große Garten umfaßte das damals moderne »Schweizerhaus«, den Konzertsaal, der für die Gemälde und Plastiken meines Vaters wie geschaffen war, vor allem aber ein richtiges Theater mit dem ganzen Apparat von Kulissen, Szenerien und – sogar einer Versenkung, die mich bezauberten.

Einer meiner stärksten Eindrücke aus jener Badener Kinderzeit ist ein Spaziergang im Kurpark mit meinem Vater. Kaiser Wilhelm I. kam uns auf unserem Pfade entgegen, und wir beide knieten vor dem alten Herrn nieder, während er gütig zu uns sprach. Das Bild hat sich mir unvergeßlich eingepreßt, obwohl es natürlich in meiner Phantasie stark vergoldet wurde. In Wahrheit mag der Kaiser meinen Vater angesprochen haben, aber diesem ist es natürlich nicht eingefallen, niederzuknien. Vielleicht

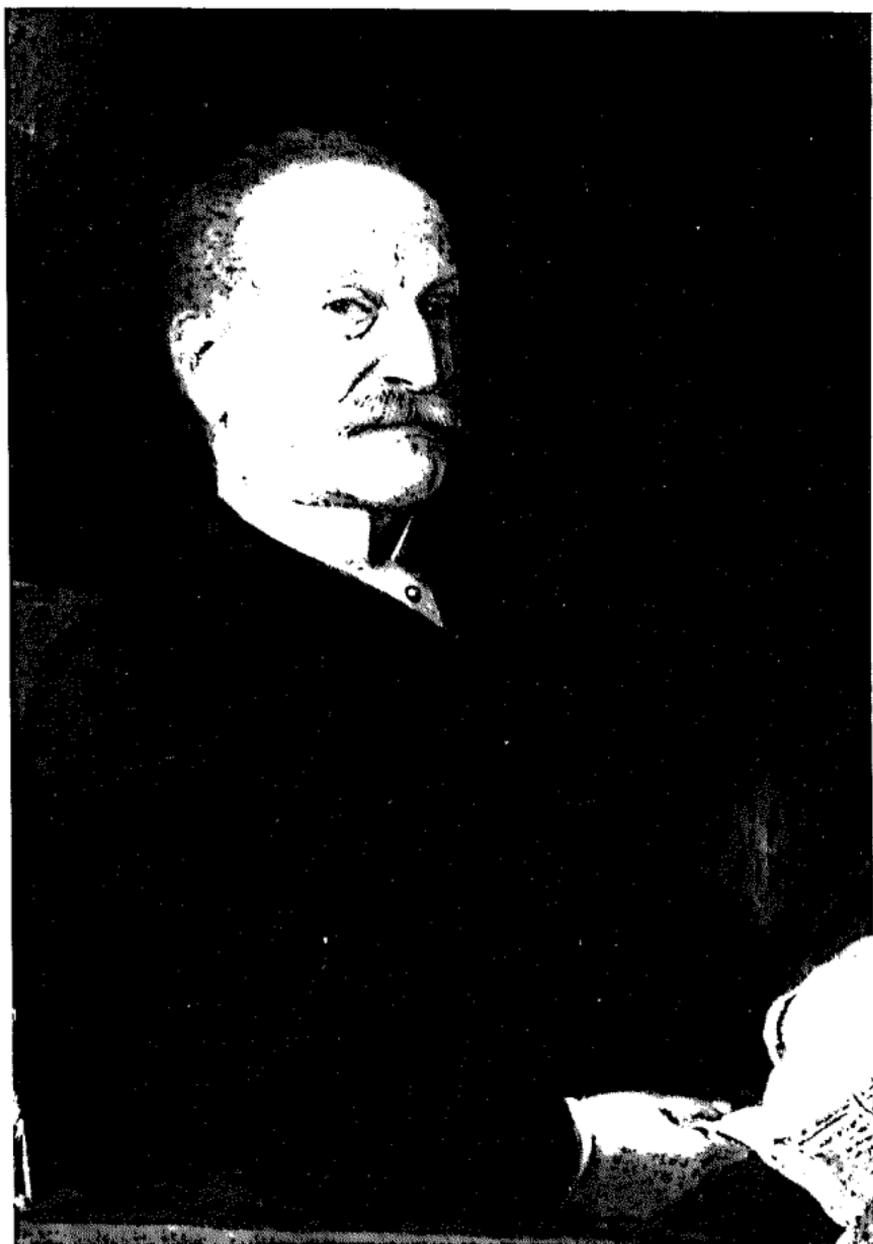
hat er mir gesagt: »Vergiß nie, was du eben hier erlebt hast« – und daraus hat sich dann mein Märchen gestaltet.

Klarer werden meine Erinnerungen erst in Florenz, wo meine Eltern seit 1878 sich – zunächst in möblierten Wohnungen alter Palazzi – niedergelassen hatten. Im Winter war es freilich sehr kalt in den großen Zimmern, in denen nur eiserne Öfen, sogenannte *porcellini*, brannten, die Luftheizung meist versagte. Aber wunderschön waren Frühling und Herbst, vor allem im Palazzo Orsini in Via Valfonda, mit der großen Terrasse nach dem Garten, dessen Außenmauer ans Gelände des Güterbahnhofs grenzte. Da waren hohe, alte Bäume, an ihrer Efeubrankung konnte auch ein kleiner Junge hinaufklettern. Der Stuckbewurf der Mauer ließ sich leichterhand abschlagen; da kamen dann Skorpione hervor, die man rasch erschlagen mußte. Dies und vieles andere lernte ich von den Böcklin-Buben, den beiden jüngsten Söhnen des Basler Malers, mit dem und seiner schönen römischen Frau meine Eltern sich bald befreundet hatten. Wir verdankten ihm zwei sehr gelungene Bildnisse meines Vaters und ich außerdem den Söhnen den Spatzenschießer mit selbstgegossenen Bleikugeln. Auch kletterten wir natürlich verbottenerweise gerne über die Mauer ins Bahnhofsgelände, wo Güterzüge rangierten, und erschienen uns ungeheuer tapfer dabei. Meine Freunde kamen jeden Sonntag zu uns, und montags hatte mein Vater fast immer Nachbarn oder dem Gärtner zerbrochene Treibhaus- und andere Fensterscheiben und Dachziegel zu bezahlen. Er tat es, ohne sich je darüber zu beklagen. Die Freundschaft mit den wilden Jungen bot ein gutes Gegengewicht zu dem gesitteten Ein-

fluß meiner englischen Nurse. Besonders schön war es auch bei Böcklins selbst, wo wir Theaterstücke ersannen und mit vom Vater nach der *Commedia dell'Arte* geschaffenen Kasperl-Figuren aufführten. Gerade mitten vor der kleinen Bühne pflegte dann der schwer gebaute Arnold Böcklin zu sitzen und mit uns zu lachen. Leider sind jene Figuren längst völlig verschwunden.

In dieselben Jahre, so um 1880, fällt auch ein kurzer Aufenthalt in Venedig zum Besuch eines Onkels. Damals habe ich den ersten Eindruck von der einzigartigen Schönheit der herrlichen Stadt empfangen. Unvergeßlich ist mir auch die erste und einzige Begegnung mit Richard Wagner. Wir standen auf dem Markusplatz und sahen dem beschaulichen Treiben der Tauben zu. Da stürmte eine Gruppe junger Leute durch das Tor unter dem Uhr-Turm. Hinter ihnen schritt ein älterer Mann, der nur ein Wort sagte: »Voreiligkeit«. Das ließ die Jungen verstummen, und mein Vater erklärte mir, der Tadler sei der große Musiker Richard Wagner gewesen.

Miss Turner, meine freundliche Nurse, hat mir als kleinen Jungen gutes Benehmen, Nursery Rhymes und – Englisch beigebracht, ohne mich mit eigentlichen Lehrstunden zu plagen. Ihr verdanke ich es, daß mir ihre Sprache von klein auf ebenso vertraut war wie die deutsche. Bald nach 1880 kam dann ein paar Male in der Woche Miss Amy Richardson zu »englischen Spaziergängen«, die mich sehr freuten, weil sie Sinn für die wirklich wichtigen Dinge des Lebens hatte. Auf entlegenen Wegen und in Tümpeln des großen Cascine-Parkes suchten wir nach Raupen und Kaulquappen für mein Aquarium und erbeuteten Schmet-



Moritz Karo
Nach einem Gemälde von Arnold Böcklin





Helene Karo



terlinge aller Art. Außerdem erzählte sie mir die schönsten englischen Geschichten, wies mich auf die besten englischen Jungensbücher hin. Ganz anders geartet waren die »französischen Spaziergänge« mit Mademoiselle Laure Breton: da gingen wir nur schrecklich sittsam die großen Parkstraßen am Arno entlang oder gar in den noch langweiligeren mittleren Alleen, und sie belehrte mich über Frankreich, seine Sprache und Literatur, alles miteinander eher öde, aber in seiner Weise erfolgreich, etwa wie die Bücher der Bibliothèque Rose. Italienisch lernte ich unterdessen gewissermaßen von selbst durch unsere Dienstleute und die Kinder von Florentiner Freunden. Als Kind lernt man ja Sprachen so denkbar leicht. So hat mir auch der erste deutsche Unterricht im Lesen und Schreiben bei Herrn Kuhfuß nicht weiter geschadet, zumal meine ältere Schwester Reggy schon vorgearbeitet hatte. Dies alles zeigt, wie sanft meine erste Erziehung gehandhabt wurde.

Ernstere Gestalt nahm sie an, als ich zehn Jahre alt war. Da ließen sich meine Eltern von dem damals weithin bekannten Heidelberger Gymnasialdirektor beraten, und nun kam jedes Jahr von dort ein junger Lehramtskandidat zu uns und unterrichtete mich gemäß dem Pensum von Sexta ab. Auch dies war keine harte Schule, sie umfaßte nur drei Stunden täglich, wurde aber durchaus ernst genommen. Am erfolgreichsten war sicher der letzte der vier jungen Gelehrten, Philipp Kautzmann, den ich besonders lieb gewann. Für ihn habe ich damals viele Gesänge Homers während der Ferien auswendig gelernt. Seine Schulstunden waren immer anregend, und er ist mir bis zu seinem Tode ein treuer Freund geblieben. Zum Schluß

war noch im Sommer 1885 Dr. Carl Schuchhardt mein Lehrer, der spätere Begründer der Vorgeschichte in Deutschland. Nach Beendigung der Schulstunden fing er mit mir im Pustertal Schmetterlinge und baute in den Bächen kleine kunstvolle Mühlen aus Sperrholz: ein wunderschöner Abschluß meiner freien Kindheit, der noch ein kurzes Wort gewidmet sein darf. Meine Mutter fragte einmal einen meiner Lehrer in herkömmlich mütterlich besorgter Weise, ob sie meine Erziehung auch wirklich richtig leite. Darauf antwortete ihr mein »Hofmeister« freundlich: »Seien Sie ganz unbesorgt, Frau Karo, die meisten Menschen werden trotz ihrer Erziehung etwas«. Unter diesem Vorzeichen kam ich dann im Herbst 1885 in die Untersekunda des Berthold-Gymnasiums in Freiburg.

Von den nächsten fünf Jahren ist eigentlich nicht viel zu sagen. Dank der guten Vorbereitung wurde mir die Arbeit sehr leicht. Ich hatte ja überdies den einige Lehrer irritierenden Vorteil einer gewissen Beherrschung moderner Sprachen und muß in mancher Weise ein sonderbares Gemisch von einem »weltmännischen« jungen Mann und einem total unerfahrenen Bübchen gewesen sein. Ich war im Stil des kosmopolitischen Florenz aufgewachsen, kannte nichts anderes, war an dortige Gepflogenheiten gebunden. Einen mich auf dem Weg zu Turnstunden mit italienischen Kameraden geleiten sollenden, übrigens sehr geliebten Diener hatte ich allerdings gebeten, mich von der *anderen* Seite der Straße zu »überwachen«, wodurch der Anschein erweckt wurde, daß ich mannhaft allein meines Weges gehen konnte. Meine Mutter hatte in dieses Unternehmen eingewilligt, sie begriff meine Auffassung der Lage.

In Freiburg begann mein Schuldasein, wie gesagt, mit Untersekunda. Alle Tricks, Spiele, Geheimsprachen, Geheimbünde jüngerer Schüler hatte ich verpaßt, aber nach den ersten für einen Neuling üblichen Kämpfen gelang es mir doch, mich mit den Klassenkameraden gut zu stellen und ihrem Leben einzufügen. Ich genoß es, daß mir viel Zeit für Reitstunden und anderes blieb, nahm zur höchsten Mißbilligung meines Französischlehrers aus eigenem Antrieb Privatstunden bei einem jungen Franzosen und war im übrigen völlig normal wie andere Jungen meines Alters. Für Lehrer, die mich interessierten, arbeitete ich, für die anderen war es nicht der Mühe wert, mehr zu tun als dringend geboten. Jedenfalls war ich in keiner Weise überlastet.

Kurz bevor meine Eltern wieder von Freiburg abreisten, wohin sie mich im Herbst 1885 gebracht hatten, bot mir mein Vater die größte Überraschung, die mir bisher widerfahren war, und ich erinnere mich noch genau daran, wie erwachsen, wie geehrt ich mich fühlte, wie ich mir der Größe seines Vertrauens bewußt wurde. Er übergab mir einen auf ein Jahr lautenden Kreditbrief für eine Freiburger Bank. Von diesem Betrag sollte ich Schulgeld, etwaige Privatstunden, Ferienreisen, Geschenke, sonstige Ausgaben aller Art bestreiten. Nur meine Pension bei dem freundlichen Professor Neumann war davon ausgenommen. »Wenn du am Ende des Jahres noch etwas übrig haben solltest«, endete er, nachdem er mir das Wesen des Kreditbriefes erklärt hatte, »so wäre das eine Freude für mich«. Er wußte aus Erfahrung, daß ich wenig Talent für geordnete Handhabung von Geldangelegenheiten besaß. Er wußte, daß ich als Zehnjähriger Annahme von Ta-

schengeld verweigert hatte, »weil es doch zu wenig« sei und ich nie auskommen würde. Nun, mit dem Kreditbrief bin ich ausgekommen – in all den fünf Freiburger Jahren, vermutlich nur deshalb, weil mein Vater mir vertraut, mich als Erwachsenen betrachtet hatte, dem man auch Verantwortung auferlegen könne. Übrigens waren diese Jahre wohl die einzige Zeit meines Lebens, in der ich in finanzieller Richtung unbescholten dastand. Erwähnt sei hierzu, daß meine Mutter und meine älteste Schwester stets bereit waren, Lücken aufzufüllen, und da sie dieses Flottmachen meines Schiffchens so sichtlich beglückte, warum sollte ich sie dieser Freude berauben?

Diese hilfreiche Schwester, im Familienkreis Reggy genannt, hatte im Herbst 1885 den in Florenz ansässigen Schriftsteller Dr. Heinrich Homberger geheiratet. Mein Schwager lebte seit mehr als zwanzig Jahren in Florenz. Er war einer der zahllosen Intellektuellen aus aller Herren Länder, die gelernt hatten, diese wunderbare Stadt als ihre Heimat zu betrachten. Heinrich Homberger einen Intellektuellen zu nennen, heißt indessen beinahe ihm Unrecht tun: Gewiß war er außerordentlich gescheit, weit gebildet, aber er verband diese Gaben des Geistes in ungewöhnlicher Weise mit einem großen Maß von Güte, mit einem Humor, der niemals verletzte. Er hatte den kleinen Bruder seiner Frau – sie war nicht weniger als zweiundzwanzig Jahre älter als ich – sofort adoptiert und nahm mich gleich gefangen. Meine bewundernde Liebe zu ihm vertiefte sich mit jedem Ferienaufenthalt. Er hat mir weit mehr gegeben, als er selbst es je ahnte. Vielleicht war er mein bester Lehrer, ohne je lehrhaft zu sein. Erst 1928 habe ich in der Einleitung zu einer Publikation seines



Heinrich Homberger



Nachlasses versucht, ein Bild dieser einzigartigen Persönlichkeit zu zeichnen.

Am 30. Juli 1890 entließ mich das Berthold-Gymnasium in Freiburg als Abiturienten. Tags darauf feierten wir meines Vaters siebzigsten Geburtstag in Airolo, am Südausgang des Gotthardtunnels. Rührend bescheiden wie immer, schien der Jubilar nichts sonderbares an der Wahl des reizlosen Ortes und seines dürftigen Gasthofs zu finden – »gesunde Bergluft auf mittlerer Höhenlage« – und er war entzückt von einem ziemlich langweiligen silbernen Toilettenspiegel, den wir fünf Geschwister und der Schwager Heinrich in Berlin – allerdings beim besten Juwelier – bestellt hatten. Von ihm hatte mein Vater in den Jahren seines Glanzes ganze Silberschätze bezogen. Weihe und Würze des Tages bildete eine reizende Ansprache Heinrich Hombergers, in der für das Geburtstagskind das Schönste eine Liste der Einser in meinem Abgangszeugnis war. Alles schien festlich und hoffnungsfroh.

Weniger als vierzehn Tage später war die Freude jäh zer schlagen. Am 11. August erlag mein Schwager einer kurzen tückischen Krankheit. Abgesehen von dem schwersten Verlust, den natürlich Heinrich Hombergers Frau, meine Schwester, nach nur fünfjähriger Ehe erlitt, war ich wohl der am härtesten Betroffene. Heinrichs gütige Weisheit, das wunderbare Verständnis des reifen Mannes für des Jungen Torheiten, hatten alle Ferien meiner recht öden Pennälerjahre verklärt. Mir schwebte in jener Zeit eine Auswanderung nach England und Aufnahme in den weltumspannenden britischen Konsulardienst als erstre-

benswertes Ziel vor. Mein Schwager schien nichts dagegen zu haben, nahm indessen meine Absichten nicht allzu ernst und meinte gelegentlich, daß ich dank meiner Sprachkenntnisse ebenso gut mein Streben auf einen Portiersposten in einem internationalen Hotel richten könne. Er riet mir indessen, während der vielen freien Zeit, die mir das Gymnasium ließ, möglichst viel englische Geschichte und Literatur zu betreiben. Das hat mir sehr genützt, obwohl jener Wunschtraum des Konsulardienstes fast sofort einem Entschluß wich, der mir in Freiburg noch völlig fremd gewesen war: Ende Oktober schrieb ich mich an der Münchener Universität für klassische Philologie und Archäologie ein.

Und nun wurde mir ein kostbares Geschenk des Verstorbenen zuteil: die seither nie erloschenen Beziehungen zum Hause Stauffenberg. In Airolo hatte mir Heinrich Homberger noch gesagt: »Geh doch in München zu meinem alten Freund, dem freisinnigen Reichstagsabgeordneten Baron Stauffenberg. Ich habe ihn vor ein paar Wochen auf seinem Gute bei Ulm besucht, um dich ihm warm zu empfehlen. Er ist einer der feinstgebildeten Kenner aller europäischen Sprachen und deren Literatur, gütig und voll Humor. Du wirst viel von ihm haben.« Wie oft habe ich dankbar dieser Worte gedacht.

Nachdem ich in München das dringendste erledigt und ein Zimmer bei einer »ehrsamen« Witwe in der Briennerstraße gemietet hatte, machte ich mich auf zum Antrittsbesuch bei den Stauffenbergs schräg gegenüber am Odeonsplatz. Denn meines Schwagers Freund, seit vielen Jahren verwitwet, verbrachte dort den Winter in einer geräumigen

Wohnung mitsamt seinen drei erwachsenen Töchtern, während sein viel jüngerer Sohn in der Pagerie erzogen wurde. Der sechzigjährige Freiherr Franz Schenck von Stauffenberg nahm mich sehr gütig auf und sprach von Heinrich Homberger mit warmherziger Trauer. Ich fühlte mich gleich bei ihm geborgen, niemand konnte sich ungewonnener und einfacher geben als dieser bedeutende Mann, der eher einem wenig gepflegten Professor jener Zeit glich als einem reichen Majoratsherrn aus uraltem Geschlecht. Was mir bei jenem ersten Gespräch, wie in dem Jahrzehnt naher Freundschaft bis zu seinem Tode, immer wieder als bezeichnendste Eigenschaft auffiel, war die vollkommene innere und äußere Freiheit seines Wesens. Sie äußerte sich in größten wie in kleinsten Dingen: Im Sommer ging er als gläubiger Katholik, wie es dem Gutsherrn geziemt, auf einem seiner Güter zur Messe, nahm aber, für den Fall einer schlechten, langweiligen Predigt, ein modernes theologisches Werk neben dem Brevier unter den Arm. Aus seinem politischen Freisinn machte er nie ein Hehl, anders geartete Einstellung nahm er hin. Zu seinen nahen Freunden zählten die Familie des erkonservativen Hofmarschalls Baron Malsen und eine höchst elegante Prinzessin Thurn und Taxis, die jedes Jahr zu ihm aufs Land kam, ebenso Politiker seiner Fraktion wie der altkatholische Münchener Professor Friedrich oder Staatsmänner der katholischen Rechten. Er genoß für seine Kinder die Vorzüge seines alten Adels, die Pagerie für seinen Sohn, die Wahl seiner Tochter Olga zur Hofdame der jungen Erzherzogin, die den katholischen Herzog von Württemberg heiratete. Er selbst ging aber nie zu Hofe. Man konnte sich den für Jägerhemden Begeister-

ten schlechterdings auch kaum im Frack vorstellen oder gar in der höfischen Tracht eines Georgiritters. Seine Vettern von der gräflichen Würzburger Linie achteten ihn aufs höchste wie er sie. Sein vollkommener Mangel an »Menschenfurcht«, diese innere und äußere Freiheit ganz großen Stiles muß ihm von jeher zu eigen gewesen sein, wie eine der wenigen Episoden aus seiner Jugend zeigen kann, die er mir einmal erzählt hat: Als Student in Heidelberg schrieb er sehr lange nicht nach Hause, bis sich sein besorgtgewordener Vater aufmachte, nach ihm zu schauen. Zu seinem Staunen fand er den Sohn mitsamt einigen Freunden auf einer kleinen Insel im Neckar. »Was treibst du da?« rief er ihm zu. »Warum schreibst du denn nie?« »Wir haben hier auf der Insel einen Freistaat gegründet; da kann ich doch nicht schreiben«, war die Antwort. Und der Vater verstand diese Auffassung.

Größte Weite umspannte auch seine ungewöhnliche Bildung. Langjährige Studien hatten keinem praktischen Zweck gedient, sondern lediglich persönlichen Wünschen und Interessen. Sein Beruf war ihm ja vorgezeichnet: Die Leitung von drei großen Gütern konnte wohl ein Leben ausfüllen. Er sprach nie über diese Tätigkeit, aber er hinterließ bei seinem Tode alles in bester Ordnung. Auch die Politik hätte einen ganzen Mann erfordern können, sie ließ ihm jedoch Zeit, eine Bibliothek von gegen 40 000 Bänden zu sammeln und einen großen Teil von ihnen zu lesen. Stets war er von Büchern umgeben, einerlei um welchen Raum des Schlosses es sich handelte. So viel ich weiß, hat er nur ein einziges Mal etwas drucken lassen: einen Aufsatz in der freisinnigen Wochenschrift »Die Nation«. Dieser zeigte ihn als einen der berufensten Kenner spanisch-

portugiesischer Literatur. Und als er uns wenige Jahre vor seinem Tode in Florenz besuchte, wußte er über toskanische Dichtung und Kunst so viel wie die Fachgelehrten, die wir ihm einluden. Dabei ist ihm bildende Kunst stets fremder geblieben als alle Zweige der Literatur. Rückblickend kann ich mich weder in seiner Münchener Wohnung noch in den mir bekannten drei Schlössern an irgendein ihm besonders liebes Kunstwerk erinnern. Ähnlich war seine Freude an der Eleganz und Anmut anderer, ohne daß er für sich selbst irgendein Gewicht auf dergleichen gelegt hätte. Meine einzige Erinnerung an eine ihn freuende Erwerbung führt wieder nach Florenz, zu den riesigen grünen Regenschirmen, die vor sechzig Jahren die Droschkenkutscher aufspannten. Er hatte dem *fiaccheraio*, der ihn zum Mittagessen fuhr, den Schirm einfach abgekauft und erklärte uns, wie gut er ihn in Risstissen brauchen könne, wenn es beim Kirchgang heftig regne.

Doch zurück zu meinem Antrittsbesuch: Nach einem Gespräch, das mir gleich alle Befangenheit nahm, führte er mich zum Tee zu seinen drei Töchtern, die mir zunächst viel formidabler erschienen als der Vater, ganz zu schweigen von der in Wahrheit gütig harmlosen Freiin von Groschedel, die nach damaligem bayrisch-österreichischem Brauch als Chaperon für die jungen Mädchen unerlässlich war, seitdem deren Mutter vor einigen Jahren gestorben war. Die älteste, Elsie, war 1890 wohl schon den Dreißig nahe, Olga fünf Jahre jünger, Belle etwa zwanzig Jahre alt. Auch bei ihnen fühlte ich mich sehr bald heimisch. Einfache Liebenswürdigkeit und ein stets bereiter Humor schienen Eigenschaften der Stauffenbergs. Da war die

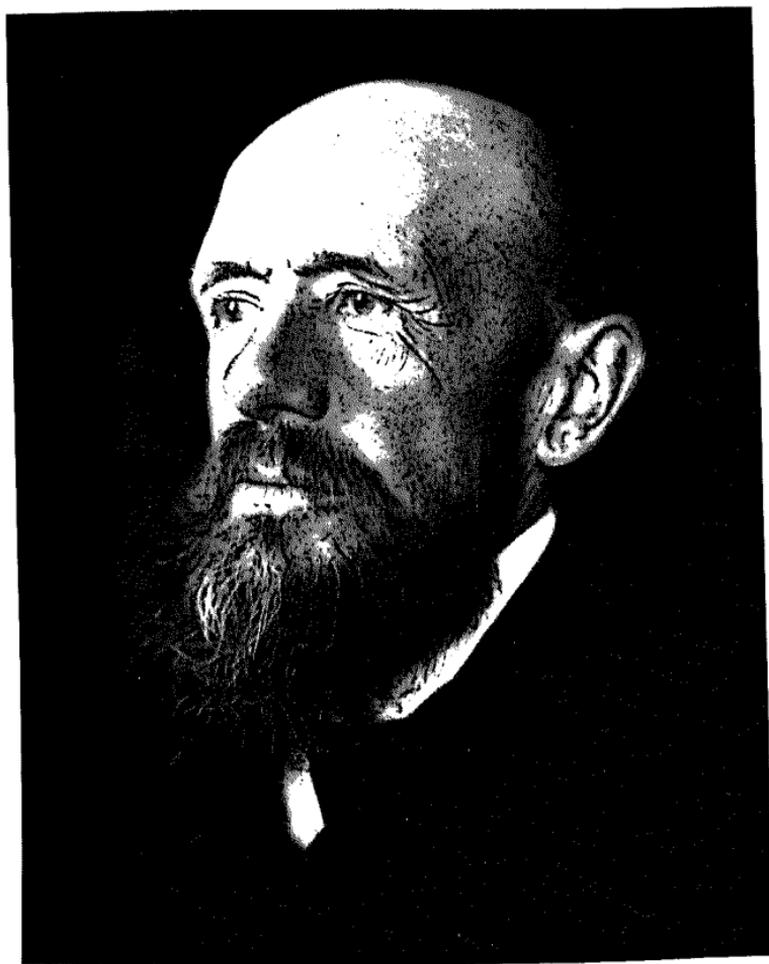
Tante Marie, deren kurz zuvor verstorbener Gatte, der jüngere Bruder meines neugewonnenen Freundes, das Marschallamt bei dem hoffnungslos geistesgestörten König Otto versehen hatte. Ihre zwei Söhne und jüngere Tochter sollten später zu meinen liebsten Freunden zählen. Aber damals schüchтерten mich die Acht- bis Zwölfjährigen noch viel mehr ein als die Erwachsenen, als ich im folgenden August ein paar Wochen in Rissstissen bei Ulm verleben durfte. Schon vom Anfang meiner Münchener Studentenzeit an war das Haus Stauffenberg mein Hort in der mir fremden Stadt. Sein Chef kam mir mit dem rührendsten Interesse entgegen, sprach von meinen englischen und klassischen Studien mit mir wie mit einem Gleichaltrigen, nahm mich zu seinem Abendschoppen im engsten Kreis mit, wo ich Professoren und Bibliothekare traf und zu meiner größten Überraschung für voll genommen wurde, und schrieb seinem und Hombergers alten Freunde, dem Senator und Shakespeare-Übersetzer Otto Gildemeister in Bremen, er prophezeie mir »eine glänzende Zukunft« – was ich freilich erst sehr viel später erfuhr.

Den Rückhalt bei den Stauffenbergs konnte ich damals besonders gut gebrauchen, denn ich fühlte mich in München zunächst recht einsam. Allerdings hatte mir mein Schwager die Türen zu einem zweiten feinsinnigen Freund, Konrad Fiedler, geöffnet, dem reichen Privatmann, der als Sammler zeitgenössischer Kunst und als Mäzen von Künstlern wie Hans von Marées und Adolf Hildebrand bekannt war. Leider war ich zu dumm für diesen mimosenhaft zurückhaltenden Ästheten und seine etwas überwältigende Frau, und bedauerlicherweise ist er dann auch schon sehr

bald verstorben. Von den Studenten meines Faches bin ich zunächst keinem näher gekommen. Ich fing mein Studium rein sprachwissenschaftlich an. Zu den beiden klassischen Sprachen kamen kurze Versuche, etwas Sanskrit und Altisländisch zu lernen, während mir die Archäologie vorläufig ganz fremd blieb und damit auch die älteren Kommilitonen dieser Disziplin, mit denen ich mich später befreunden sollte. Ihren Lehrer, den ehrwürdigen Heinrich Brunn, bewunderte ich, ohne mich zu ihm zu wagen. Die beiden Dozenten meines ersten Semesters waren Eduard Wölfflin und Ludwig Traube. Jener, bereits im Dienste ergraut, war ein Latinist der alten Schule, der sehr gütig meine unsicheren Anfängerschritte lenkte, mich in seiner kernigen Schweizer Art zugleich anzog und belustigte. Traube, der hochbegabte Sohn eines wohlhabenden jüdischen Arztes in Berlin, ein stürmischer, eben erst habilitierter junger Mann, nahm mich in doppelter Hinsicht gefangen. Er bleibt einer der Menschen, denen ich am meisten verdanke. In seinem hübschen Hause »draußen in Schwabing«, wie es damals hieß, waren wenige Vertrauteste zum Mittagessen willkommen, ihm selbst wie der urbayrischen Haushälterin Johanna. Und nach dem guten Mahl blieb man in den mit Bücherregalen gefüllten Räumen stundenlang beisammen. Denn Traube, dem wie manchen geistig verfeinerten, hervorragenden Juden »eine Epidermis zu wenig« beschieden war, litt an nervöser Platzangst, die ihn oft ans Haus fesselte. Er liebte es – für uns unschätzbare – Belehrung zu spenden, indem er wissenschaftliche Dienste freundlich dankbar annahm. Als ich zu ihm kam, war er gerade dabei, eine neue Paläographie zu begründen, eine lateinische Handschriftenkunde, der er in

dem etwas altväterischen Münchener Betrieb erst den Rang einer Wissenschaft zu erkämpfen hatte. Was ihm an mir gefiel, war meine Zugehörigkeit zu Florenz, der Stadt herrlichster Handschriftensammlungen, die Freundschaft meiner Eltern mit Bibliothekaren und Museumsleitern. So geschah es, daß meine beiden Münchener Studienjahre im wesentlichen unter Traubes Ägide standen. Nach einem Semester erster Belehrung stellte er mich schon in den Osterferien auf eine Probe: Er bat mich um einen Dienst, den ich ihm während meiner Ferienwochen in Florenz leisten könne. Er brauchte eine Reihe von Notizen über Handschriften aus der einzigartigen Biblioteca Laurenziana, die in dem Prachtbau Michelangelos schon damals in einem wohnlich ausgestatteten Arbeitszimmer untergebracht war, so daß man auch bei kaltem Wetter dort unangefochten von Erkältungsgefahr arbeiten konnte. Viele Stunden habe ich dort verbracht, und meine Eltern waren mit mir stolz darauf, daß ein Mann wie Traube mich »brauchte«.

Unterdessen hatte ich vier Semester bei Wölfflin und dem Gräzisten Christ Vorlesungen und Seminare besucht und für die Festschrift zum Philologentag von 1892 eine Kleinigkeit als Kollation nach einem Codex Laurentianus beigeuert, die Wölfflin mit Vergnügen annahm. Zugleich erzählte er mir, daß er in den nächsten Ferien mit seiner Frau zu deren Bruder Gilli nach Florenz fahren wolle. Er konnte nicht ahnen, was mir der Name Gilli seit mehr als einem Jahrzehnt bedeutete – noch hat er es je erfahren. Alljährlich führte mich meine Mutter an meinem Geburtstag in die Pasticceria Gilli, wo der Graubündner Besitzer



Carl Schuchhardt





Freiherr Franz Schenck von Stauffenberg



in gestickten Pantoffeln und runder Kappe neben den herrlichsten kleinen Kuchen thronte. Davon durfte ich so viele aussuchen, wie ich Jahre zählte. Jetzt waren es schon weit mehr, als ich auf einmal bewältigen konnte. Ich bewahrte jedoch Schweigen über diese höchst privaten Beziehungen zum Hause Wölfflin-Schwiegervater und sagte der Frau meines verehrten Lehrers, der geborenen Gilli, wie sehr meine Eltern sich über ihren und ihres Gemahls Besuch freuen würden. »Wir danken«, erwiderte er an ihrer statt, »aber wir kommen nicht«. Frau Wölfflin war indessen anderer Ansicht, und beide kamen zum Tee in die Via Valfonda, wo sie hochofrenut empfangen wurden.

Einmal im Semester wurde das philologische Seminar zu einem Sonntagessen zu Wölfflins befohlen, »damit wir uns einmal tüchtig satt essen könnten«. Bei einer dieser Gelegenheiten erzählte mir der Hausherr sehr betrübt, er müsse ein vor Jahren begründetes Archiv für lateinische Lexikographie eingehen lassen, weil es ihn in jedem Jahre achthundert Franken Zuschuß koste. Ich war sehr bestürzt, denn ich wußte, daß er »Das Archiv«, wie er es nannte, als sein Lebenswerk betrachtete. Völlig harmlos fragte ich ihn daraufhin prompt, ob ich nicht einspringen und meinen Vater um den Betrag bitten könne. Wölfflin winkte jedoch freundlich ab, machte mich auch durchaus nicht auf das Grotoske meines Angebotes aufmerksam. Nach seinem Lebensstil konnte ich wirklich nicht ahnen, daß er ein sehr wohlhabender Mann war. Erst sehr viel später habe ich begriffen, daß er jene relativ kleine Summe leicht weiter hätte tragen können, aber ganz richtig erkannt hatte, daß die Zeitschrift eben doch ihren Zweck nicht voll erfüllt habe.

Bis zum Schluß habe ich nur schöne Erinnerungen an Eduard Wölfflin. Kurz nach dem eben erwähnten Gespräch bat er mich einmal zu sich und sagte: »Nun habe ich Ihnen alles gegeben, was Ihnen für Ihren Beruf nützen kann. Ich rate Ihnen, gehen Sie nunmehr nach Preußen, entweder nach Bonn zu Bücheler und Usener oder nach Göttingen zu Leo und Wilamowitz, ganz wie es Ihnen lieber ist. Beide Paare haben den gleichen Einfluß beim Minister.« Er meinte den preußischen Kultusminister. In meiner Ahnungslosigkeit begriff ich Wölfflin durchaus nicht und fragte etwas verwirrt: »Ja, aber wo *lerne* ich denn am meisten?« »Das bleibt sich ganz gleich«, erwiderte er, »Bücheler und Usener, Leo und Wilamowitz sind gleich große Lehrer. Und (mit Nachdruck) beide haben den gleichen Einfluß beim Minister.« Ich wählte Bonn.

Bis heute bin ich froh und dankbar dafür. Nach den ersten zwei Semestern besuchte ich auf dem Wege nach Florenz Wölfflin in München. Er begrüßte mich freudig: »Sie sind ein gemachter Mann. Der Usener ist Ihnen sehr gewogen, der Bücheler allerdings, der weiß nicht so viel von Ihnen, aber item, Sie haben seine Frau in Köln ins Museum geführt, und so wird auch er für Sie sprechen. Doch jetzt noch eins: Nun müssen Sie ans Heiraten denken, aber nicht etwa eine Tochter vom Bücheler oder vom Usener, sondern aus einer anderen Fakultät, vielleicht von einem Juristen, der kann am besten für Sie sprechen.«

Damals nahm ich Abschied vom »alten Wölfflin«. »Gütig, aber hoffnungslos nüchtern« lebte er in meiner Erinnerung fort, ohne daß ich je ganz über das Staunen hinweggekommen wäre, daß gerade er den bedeutendsten Kunsthistoriker meiner Generation gezeugt habe.

Aber kehren wir noch einmal zurück zu den Jahren in München. Seine klassizistische Architektur war mir zunächst eine Enttäuschung. Völlig einseitig legte ich Florentiner und venezianische Maßstäbe an. Ich kannte die riesigen freskengeschmückten Säle der Palazzi italienischer Freunde, allwo, wenn es sich um eine »Papst«-Familie handelte wie bei den Corsinis, der des Papst-Besuches harrende Thron in dem größten Festsaal stand, ich kannte die stattlichen, in die toskanische Landschaft eingebetteten Villen mit ihren herrlichen Gärten, hingegen befremdete mich die Lebensform der Stauffenbergs. In München gab es nur ein paar nicht gerade imponierende private *Palais*, und von den eigentlichen Landsitzen des bayrischen Adels hatte ich noch nichts gesehen. So traf ich im August 1891 sehr gespannt zu einem Ferienbesuch in Risstissen bei Ulm ein. Dort lag Baron Stauffenbergs bevorzugtes Gut, wo seine Familie regelmäßig die Sommermonate verlebte. Vom kleinen Bahnhof fuhr der Wagen nach wenigen Minuten in den Park ein und hielt vor dem schlichten Bau des 18. Jahrhunderts. Im Giebel waren die Stauffenbergischen Löwen mit dem Wappen der Freiburger Kagenecks vereinigt, von denen zwei meine Klassenkameraden im Berthold-Gymnasium gewesen waren. Von einer modernen Glasveranda aus wurde ich freundlich begrüßt. Der Hausherr, wie stets mit ein paar gewichtigen Bänden ausgerüstet, führte mich durch die Zimmer des Erdgeschosses. Bis auf einen Salon und ein Eßzimmer hatten seine Bücher alle Räume erobert, zum Teil auch sein großes Schlafgemach im ersten Stock. Nur ein paar Prunkräume, die »Rokokozimmer«, hatten hier standgehalten; bloß ganz vornehme Gäste — wie der unlängst verstorbene Kaiser Friedrich als Kron-

prinz – hatten in ihnen gewohnt. Für bescheideneren Besuch waren Zimmer im zweiten Stockwerk bereit, mit hübschen alten Möbeln ausgestattet. Ich kam gerade zum Tee zurecht und wurde dann durch den kleinen Blumen- und Obstgarten in den Park geführt, der sich in ein Wäldchen verlor. Nach dem ganz zwanglosen Abendessen saßen wir noch ein paar Stunden zusammen, und manchmal las der Hausherr aus einer amüsanten alten Chronik vor. Ich entsinne mich noch einer Stelle, wo der aus dem Paradies vertriebene Adam den lieben Herrgott fragt: »Könnst' mer die Sach' nit vermitteln?«

Wenige Schritte vom Schloß stand ein kleiner Witwensitz. Dort wohnte seit Jahren eine sehr liebe alte Tante, die Witwe eines längst verstorbenen Grafen Tschorznycki. Es hieß, er sei Jahrzehnte zuvor vom Kaiser Franz seiner Güter beraubt und verbannt worden, nach seinem Tode hätte ein ganz vornehmer polnischer Verwandter die junge Witwe im Viererzug nach Wien gefahren, wo der Kaiser ihr gnädig verzieh, ohne ihr die Güter zurückzugeben. Diese romantische Episode verlieh der gütigen alten Dame einen besonderen Nimbus in den Augen der Jugend. Neben dem Sohn, den drei Töchtern des Hauses und der Tante Marie mit deren drei Kindern war ich damals der einzige Gast. Das Leben in Risstissen war nett und ausruhsam. Nach dem sich lang hinziehenden Frühstück gab es Tennis oder für mich sehr anregende literarische Unterhaltungen mit dem Hausherrn. Über Politik sprach er kaum je mit mir. Ob er mich zu ahnungslos fand oder selbst den neuen Kurs zu sehr mißbilligte, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte er sich lang von allem zurückgezogen. Seine letzte Tat sei, so hieß es, eine mehr als zwanzig Jahre zurückliegende Rede im

bayrischen Landtag gewesen, die entscheidend dazu beigetragen habe, daß Bayern im Deutsch-Französischen Krieg an der Seite Preußens mitmachte.

Nach dem Mittagessen, der Hauptmahlzeit, und der obligaten Mittagsruhe gab es Tee, dann Spaziergänge, oft auch Besuche auf Nachbargütern. Ganz nebenbei konnte ich dort allerhand über den bayrischen Adel lernen. Das Münchener Aristokraten-Französisch hatte ich schon von den Tennisplätzen an der Alten Pinakothek hören können, wenn ich dort die Sammlungen besuchte, hatte auch den unvergeßlichen Ausspruch einer aus Paris heimkehrenden Dame vernommen: »Les Parisiens se sont retournés dans la rue, parce que nous parlions si bien le français.« Daß »man« französisch sprach, schien ein Erbe des 18. Jahrhunderts. Im übrigen wirkte die Gepflogenheit ausgesprochener Einfachheit in den vornehmen Kreisen wohl noch nach, verstärkte ihre natürliche Neigung zu Einfachheit in Kleidung und Sichgeben. Andererseits waren nicht viele Jahre vergangen, seit die verschwenderische Romantik König Ludwigs II. seine Märchenschlösser geschaffen und Richard Wagner zum Heros erhoben hatte, um im Starnberger See ein tragisches Ende zu finden. Für weite Kreise des Volkes war Ludwig II. noch immer der Inbegriff des ritterlichen Herrschers – der Schattenkönig Otto hatte nie gezählt – und Prinzregent Luitpold mag es nicht immer leicht gehabt haben. Manches spiegelte sich im Nationaltheater wieder, wo der vollständig von Abonnenten besetzte Zweite Rang die Domäne des betont »nicht angezogenen« Adels blieb, während im Balkon darunter das reiche Bürgertum glänzte. Wir Studenten bekamen durch die billigen Stehplätze willkommene Möglichkeiten, die

prunkvollen Aufführungen der Wagner-Opern zu hören. Daneben gab es vortreffliche Schauspielaufführungen im einzigartigen Rokoko-Rahmen des Residenztheaters und »draußen« im Gärtnerplatz-Theater alle neuen Operetten und Lustspiele. Nie wieder im Leben habe ich so viel vom Theater gehabt wie in jenen zwei Jahren.

Da weder bildende Kunst noch Musik im Leben meiner neuen Freunde eine besondere Rolle spielte, hätte ich manches in München versäumt, wäre ich nicht (von wem weiß ich nicht mehr) in das gastliche Haus des Professors Pringsheim und seiner reizenden jungen Frau eingeführt worden (deren Tochter später Thomas Mann heiratete). Aus diesem Hause stammten auch sicher meine Beziehungen zu dem damals auf der Höhe seines Schaffens stehenden Franz von Lenbach, dem ich das einzig »historische« Erlebnis meiner Jugend verdanke. Die Entlassung Bismarcks durch den jungen Kaiser Wilhelm II. hatte in ganz Deutschland stürmische Entrüstung erregt. Lenbach, *der Bismarck-Porträtist*, inszenierte eine der schönsten »Wiedergutmachungen«. Als der große Kanzler zur Hochzeit seines Sohnes nach Wien fuhr, bat Lenbach ihn, auf dem Rückweg einen Besuch in München einzuschicken und holte ihn mit dem eigens von ihm bestellten Extrazug in Wien ab. Vor dem Hause des Künstlers durfte dann eine Gruppe von Studenten den hohen Gast begrüßen. Bismarck antwortete mit einigen Dankesworten. Noch nach fast sieben Jahrzehnten ist mir seine hochaufragende Erscheinung, der eindrucksvolle Blick unvergeßlich.

In München war ich indessen noch nicht zur Archäologie bekehrt. Verglichen mit den beglückenden Besuchen in

der Alten Pinakothek, die sonntags meist meinen Kirchgang darstellten, habe ich die Ägineten, die damals den Hauptschatz der Glyptothek bildeten, kaum begriffen, stieß mich auch noch zu sehr an Thorwaldsens umfassenden Ergänzungen. Auch für Brunns Vorlesungen und Übungen war ich noch zu unreif. Ich erinnere mich noch gut an seinen edlen Kopf in weißem Haar und Bart, an die wundervollen Hände, mit denen er Antiken zu lieblosen schien. Aber in seinen Übungen habe ich mich nur blamiert; und seine letzten Schüler, Bulle, Sieveking, Habich, wurden erst viel später meine Freunde.

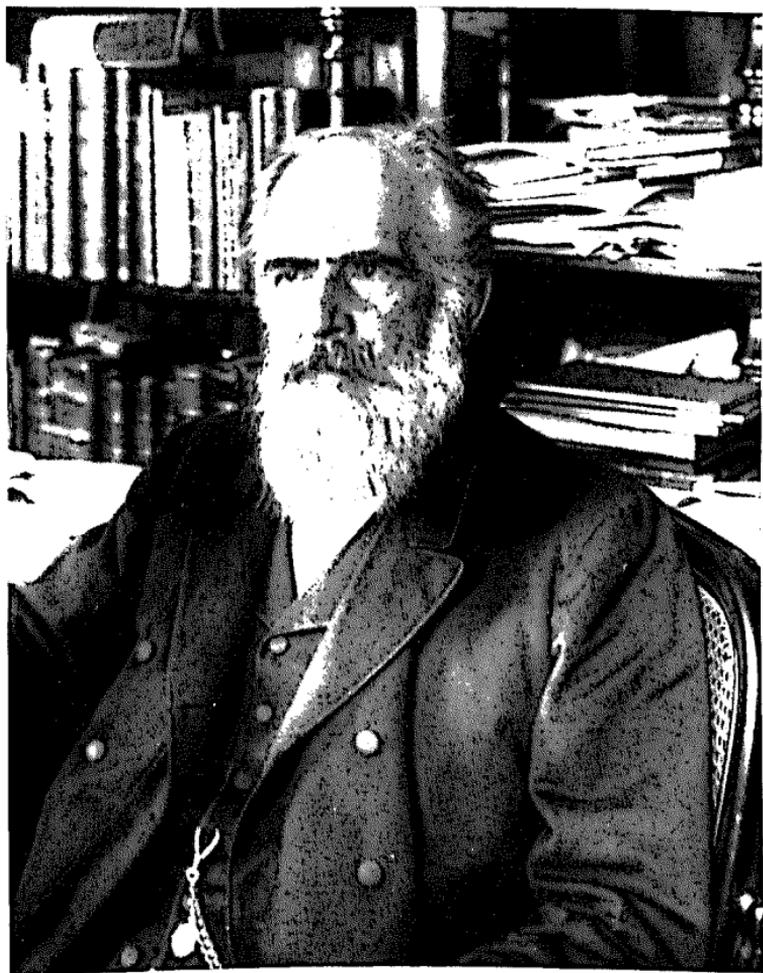
Durch regelmäßige weitere Besuche in Risstissen, die Höhepunkte jedes Sommers, blieb mir auch nach der Übersiedlung nach Bonn die Freundschaft mit den Stauffenbergs zum Glück erhalten. Risstissen gehörte zu meinem Leben, ebenso wie die Königinstraße mit ihrem Münchener Winterquartier meiner Freunde.

München, die überwiegend katholische bayrische Hauptstadt, schaute damals naturgemäß zumeist nach Osten, wo die Schönheit und Vornehmheit des kaiserlichen Wien alles übrige in Mitteleuropa so weit überstrahlte. Dort »auszugehen« war der Traum der eleganten Münchener Jugend; andererseits war vor nicht langer Zeit zum zweiten Male eine österreichische Erzherzogin in die Residenz des reichsten bayrischen Standesherrn in Regensburg eingezogen. Der Fürst von Thurn und Taxis war gerade als Herzog von Donauauf zum Führer des bayrischen Hochadels aufgerückt, nachdem er sein hundertstes Gut erworben hatte. Zu seinem Hofstaat gehörten auch zwei Stauffenbergs österreichischer Herkunft. Man lächelte über den »geadelten« Nachkommen der Generalpostmeister des al-

ten Kaiserreichs, aber der ungeheure Grundbesitz der Taxis imponierte doch nicht wenig.

München zu verlassen, wurde mir nach den zwei schönen Jahren nicht leicht; aber nach allem, was ich über die Bonner Universität erfuhr, freute ich mich sehr auf sie, um so mehr, da mein Vater mir gesagt hatte, wenn ich's ernst nähme, könnte ich sechs Jahre, also zwölf Semester studieren. Nach der Art, wie meine im wesentlichen von Traube inspirierte lateinische Bewerbungsschrift um Aufnahme in das berühmte Bonner Oberseminar akzeptiert worden war, schien es mir bewiesen, daß »ich's ernst nähme«, ich somit acht Semester an der rheinischen Universität verbleiben könnte.

Gegen Mitte Oktober 1892 bin ich dort eingetroffen; Bonn nahm mich gleich gefangen mit seiner Lage am mächtigen Strom, dem Siebengebirge jenseits des Rheins und der barocken Pracht der Universität, der ehemaligen erzbischöflichen Residenz. Das Hauptgebäude und die Bibliothek begrenzten im Norden den großen Hofgarten mit seinen weiten, von alten Kastanienalleen umgebenen Rasenflächen, an deren Südrand das Haus der Altertumswissenschaft, das Kunstmuseum stand. Eine ähnliche Allee führte nach Westen zum Poppelsdorfer Schloß mit seinen reizenden Stukkaturen und weiter zum Abhang des Venusberges. Das Hotel Kley, in dem ich abstieg, lag an der Koblenzer Straße mit ihren eleganten Villen, sein Garten reichte zum Rhein hinunter, das wenige Tage später leicht gefundene Zimmer schaute auf die Baumschulallee. Ebenso freundlich war der Empfang bei meinen neuen Lehrern, die ich gleich nennen darf. Denn ganz abgesehen von mei-



Hermann Usener



ner Person geben sie einen Einblick in das hohe Niveau des damaligen akademischen Betriebes.

Zuerst stellte ich mich dem ältesten der Seminardirektoren, Hermann Usener, vor. Er begrüßte mich mit einigen freundlichen Worten über meine Arbeit. So sehr mir die ragende Gestalt mit dem weißbärtigen Zeuskopf imponierte, war doch von Anfang an jede ängstliche Scheu von mir genommen. So ist es auch während all der folgenden Jahre geblieben. Im Verlauf meiner dreijährigen Seminartätigkeit, zuletzt als Senior, gab es Stunden, in denen Usener mich hart anfaßte. Dann fühlte ich mich zwar zerknirscht und beschämt, weil ich den verehrten großen Mann enttäuscht hatte, aber das Gefühl innerer Verbundenheit wurde doch nie gemindert. Usener verstand es, aufs schärfste zu tadeln, ohne dabei zu verletzen, seine große Güte und Menschlichkeit brach auch bei solchen Gelegenheiten stets durch, sofern er an die Aufrichtigkeit, den Ernst und guten Willen des andern glaubte. Dann bestand neben seiner Strenge gegenüber ungenügender Leistung seine gütige Nachsicht unvermindert weiter. Wo er nicht vertraute, konnte er freilich unnachsichtig und abweisend sein.

Im Laufe der Jahre wurde Useners Haltung zu mir immer wärmer und persönlicher. Ich konnte ihm durch meine Kenntnisse moderner Sprachen gelegentlich kleine Dienste leisten, wenigstens bildete ich es mir ein. Erst viel später ist mir klar geworden, daß es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, umgekehrt lag. Usener pflegte mich zu bitten, auf ein paar Stunden zu ihm zu kommen und aus englischen oder italienischen Büchern laufend zu übersetzen; besonders Fraser's *Golden Bough* ist mir in Erinnerung geblieben. Nach jeder solchen Übersetzung dankte er mir

mit dem ihm eigenen Zauber, und ich ging fort, ohne zu begreifen, daß er *mir* in diesen Stunden ganz unauffällig reiche Belehrung gegeben hatte – durch die Bemerkungen, mit denen er immer wieder meine Übersetzung unterbrach. Diese Art war sehr bezeichnend für Useners Haltung als Lehrer. So sehr er überlastet sein mochte, für uns Junge hatte er immer Zeit. Und er verstand sogar, uns das peinliche Gefühl zu nehmen, daß wir ihn gestört hätten. Alles in allem war er einer der rücksichtsvollsten und gütigsten Menschen, die mir je begegnet sind. Er erzählte mir einmal aus der Frühzeit seiner Ehe, wie ungern es seine Frau gesehen habe, daß er abends spät in seinem Studierzimmer blieb, wenn sie schlafen ging. So ging er mit ihr zu Bett, und wenn sie eingeschlafen war, setzte er sich auf der ihr abgewandten Seite des Doppelbettes auf den Boden, zündete eine kleine niedrige Lampe an und arbeitete stundenlang, ohne daß der Lichtschein seine Frau aufweckte. Überhaupt erzählte er gern aus den Anfängen seiner Ehe. Unvergeßlich bleibt mir die Schilderung seiner Verlobung, bei der das Gesicht des Siebzigjährigen strahlte; er war auf einmal wieder ein junger Liebender. Bis in sein höchstes Alter hinein hat er sich eine unverminderte jugendliche Kraft und Frische der Empfindung bewahrt. Sie war ein wesentlicher Bestandteil seiner kraftvollen Persönlichkeit. Useners Vorlesungen waren indessen nicht ohne Problematik. Sie waren stets lehrreich und oft von hinreißendem Schwung, aber die Fülle des Stoffes, die sich in seinem Geist häufte, kam oft zu einem fast gewalttätigen Durchbruch, unter dem die Klarheit litt. Nicht selten fehlte die vorherige Ordnung und Einteilung. Es kam vor, daß er »Geschichte der griechischen Literatur von Homer bis zum

Ende der Antike « ankündigte und über das 6. Jahrhundert nicht hinauskam. (Das habe ich leider von ihm gelernt, aber besonders meine amerikanischen Studenten und Kollegen haben es mir nie verübelt.) Das Läuten der Glocke, die das Ende der Vorlesung verkündete, beirrte ihn in keiner Weise. Die nach Usener lasen, hatten es nicht immer leicht, in »sein« Auditorium einzudringen. Stets spendete er aus dem Vollen. In der oft ungebändigten Art seines Vortrags, die gut zu seiner Erscheinung paßte, war er, wie in so vielem andern, der Gegenpol seines Kollegen und Freundes Georg Bücheler, bei dem jede Kollegstunde ein aufs sorgsamste abgewogenes Kunstwerk darstellte, das mit dem Glockenschlag Höhepunkt oder Abschluß erreichte. Das Zusammenwirken dieser beiden großen, edlen, dabei grundverschiedenen Naturen konnte nicht ohne Reibungen vor sich gehen. Ebensowenig war dies bei den Beziehungen zwischen den beiden und anderen Kollegen wie Nissen und Loeschcke der Fall. Es ist aber ein hohes Zeugnis für das erzieherische Ethos, welches damals das Bonner Akademische Kunstmuseum erfüllte, daß wir Studenten von solchen Verstimmungen und Spannungen nie etwas erfuhren. Ich glaube nicht, daß irgendeiner der Philologen und Archäologen zwischen 1892 und 1896 seinen Lehrern menschlich näher gestanden hat als ich; dennoch hatte ich keine Ahnung von jenen Spannungen, und erfuhr erst mit einiger Betrüßtheit davon, als ich mich in Bonn habilitierte. Keiner unserer großen Lehrer kritisierte je einen der andern vor seinen Studenten oder fragte diese gar nach den Kollegen aus. Ja, es ist diesen im wahrsten Sinne des Wortes großen Erziehern sogar gelungen, ihre weiblichen Angehörigen in dieser Hinsicht zu meistern.

Im Seminar war Usener vor allem bestrebt, Gewissenhaftigkeit und Treue auch im kleinsten zu fordern, ja zu erzwingen. Gerade bei ihm, dessen Beredsamkeit sich gern zu einem hohen Pathos steigerte, der in dichterischen wie mythologischen und religionswissenschaftlichen Fragen gelegentlich etwas Priesterhaftes in Auffassung und Sprache annehmen konnte, war diese Treue gegenüber scheinbar belanglosen Dingen besonders wirkungsvoll. Ich erinnere mich vor allem daran, wie er die Handschrift des Lebens des Heiligen Hypatios kommen ließ, mit uns gemeinsam verglich und eine Herausgabe zu Ehren Bücheler durch das Seminar veranlaßte.

Wenn ich während meiner Wanderjahre nach Bonn kam, fand ich bei Usener stets die gleiche herzliche und väterliche Wärme; die neuen Studenten, denen er sich widmete, nahmen uns Älteren nichts von seiner Freundschaft. Als ich mich 1902 habilitierte, hätte mein Verhältnis zu dem so viel älteren Lehrer vielleicht schwierig scheinen können, aber Usener (und ebenso Bücheler und Loeschcke) haben es verstanden, dem jungen Kollegen von Anfang an jede Spur eines bedrückenden oder beengenden Gefühls zu nehmen. Die fünf Semester, die ich als Dozent in Bonn verlebte, gehören zu den schönsten und freiesten meines Lebens. Am 70. Geburtstag unseres Lehrers waren wir noch einmal versammelt, kurz darauf hat ihn der Tod abberufen.

Usener war bei allem tiefen, oft feierlichen Ernst seines Wesens sprudelnder Fröhlichkeit durchaus fähig. Dagegen fehlte ihm der Humor, der kleine Dinge und Menschen auch klein einschätzen und leichter ertragen läßt. Das hat ihm manches in seinem Leben erschwert, auch in seinem Familienkreis.

Bücheler hatte 1893 meinen ersten Besuch sofort reizvoll gestaltet, indem er über das Latein meiner Seminararbeit sprach: es sei ihm interessant als lebende Sprache, wenn auch eigentlich kein Latein. Ich konnte ihm dies aus meiner Florentiner Jugend erklären. Zu der wunderbaren Vollendung seiner Vorlesungen kann ich ein Zeugnis ablegen, weil ich eine über Theokrit im Abstand von drei Jahren zweimal gehört habe. Die ganze Stunde plagte er sich mit einem »schwer verderbten« Vers, ließ uns an allen sprachlichen und metrischen Schwierigkeiten teilnehmen. Darüber verfloß die Zeit, er schien entmutigt, packte seine Papiere zusammen, stieg die Kathedertreppe herab, war schon halb im Nebenzimmer, als er plötzlich zurückkehrte und uns triumphierend die offenbar richtige – eben erst entdeckte – Lösung zurief. Dies wiederholte sich in genau der gleichen Form drei Jahre später und freute ihn offensichtlich ebenso wie vordem.

Der Althistoriker Nissen gehörte nicht zum Seminar, aber doch zu uns Philologen. Wie so viele in jener Zeit hielt er wenig von der Archäologie als Wissenschaft, zitierte sie in seiner grundlegenden Italischen Landeskunde so wenig wie möglich. Die Druckbogen der zweiten Auflage habe ich mit gelesen und ihm mit Mühe eine Reihe von Zitaten aus meiner Disziplin abgerungen.

Denn meine Disziplin war inzwischen die Archäologie geworden, dank meinem größten Lehrer, Georg Loeschke. Als Nachfolger des ganz kunstgeschichtlich eingestellten Reinhold Kekulé war er der eigentliche Schöpfer der *Klassischen* Archäologie in Bonn, vollendete damit die Einheit der Altertumswissenschaft. Das wurde ihm zunächst von den Philologen nicht leicht gemacht: sie vermißten den

soviel bequemeren Kekulé. Aber als ich nach Bonn kam, hatte sich Loeschke schon weitgehend durchgesetzt, obwohl er gar nicht nach einer überragenden Persönlichkeit aussah oder sich gebärdete. Ein schlanker, blonder Sachse in mittleren Jahren, der seinen heimatlichen Dialekt ebenso wenig verleugnete wie seine protestantische Frömmigkeit. Von lebhafter Beweglichkeit und vielseitigen Interessen, wirkte er zunächst etwas fremd im behäbigen Kreise der anderen. Denen machten auch ihre Familien wenig Sorgen, während Loeschke die größte Mühe hatte, mit geringerem Gehalt eine große Kinderschar groß zu ziehen, um so mehr als sowohl fünf Söhne wie die jüngste Tochter zwar ungewöhnlich begabt waren, aber die zarte Gesundheit ihrer Mutter geerbt hatten. So sah sich der Vater gezwungen, durch damals noch ungewohnte Vortragskurse sein mageres Einkommen zu vermehren: eine ungeheure Belastung, die noch verdoppelt wurde durch Anforderungen kirchlicher und Lehrerkreise. Er versagte sich kaum je. Seine Schüler hatten jedoch nie unter seiner so allgemeinen Hilfsbereitschaft zu leiden. Statt dies alles gebührend anzuerkennen, waren allzu viele Nörgler unter den Kollegen bereit, Loeschke ob seiner Zersplitterung zu tadeln. An der Vortrefflichkeit seiner Vorlesungen und Übungen war freilich nicht zu rütteln. Ganz frei und scheinbar mühe-los vorgetragen, war jede Stunde das Ergebnis sorgsamster Vorbereitung, besonders auch seine Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten; diese waren geradezu erlesene Kunstwerke. Da er bei alledem wenig zum Schreiben kam, habe ich ein paar Semester lang versucht, durch einen Stenographen das gesprochene Wort festzuhalten, leider ohne Erfolg, da die beschwingte Vortragsweise des Redners fort-

fiel. So konnten auch nur Loeschkes Schüler ermessen, welch ausgezeichneten Lehrer er war, und auch in der Geschichte der Archäologie tritt seine Persönlichkeit leider nicht so hervor, wie sie es verdiente. Für seine Zivilcourage möge hier wenigstens eine Episode festgehalten werden, die ich miterlebt habe. In Loeschkes Rektorat fiel ein übler Streich der Borussen, des durch den Kaiser und zahlreiche Prinzen ausgezeichneten Bonner Korps. Sie hatten auf abschüssigem Terrain einen Straßenbahnwagen leerlaufen lassen, bis er endlich an irgendeinem Widerstand zerschellte. Menschen waren zum Glück dabei nicht verletzt worden. Ohne Zögern suspendierte der Rektor das Korps für ein Semester, zum Entsetzen der Bonner Behörden. Kurator, Oberbürgermeister, Regierungspräsident – alle beschworen Loescheke, die Verfügung aufzuheben. Er lehnte freundlich ab. Wenige Monate darauf erhielt er als Rektor die offizielle Einladung zur Hochzeit des Kronprinzen in Berlin. Darauf erneute Beschwörungen, statt seiner den Prorektor zu entsenden und so einen Zornausbruch des Kaisers zu umgehen. Wieder lehnte Loescheke freundlich ab, packte seinen alten Frack, Rektormantel und Amtskette ein, fuhr nach Berlin. Und er behielt völlig recht. Bei einem der festlichen Empfänge ging ihm der Kaiser durch den ganzen Saal entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand mit den Worten: »Mein lieber Loeschke, ich danke Ihnen für das, was Sie für meine Universität und mein Korps getan haben«.

Zum Schluß meiner Bonner Erinnerungen möge noch eine ganz anders geartete Episode hier Platz finden. Zu den berühmtesten Bonner Professoren gehörte damals der Kunst-

historiker Carl Justi. Man konnte aber leider nicht bei ihm hören, denn er sagte jedem sich Anmeldenden, die erforderliche Dreizahl von Studenten sei nicht erreicht. Daraufhin beschlossen wir endlich, ihn zu fünft aufzusuchen und uns anzumelden. Er hat uns dann eine wunderschöne Vorlesung gehalten. Wenn dieses gemeinsame Vorgehen auf meine freundlichen Beziehungen zu Kommilitonen schließen lassen sollte, so bestanden diese zwar, aber ich habe doch meine persönliche Freiheit voll gewahrt und bin keiner Verbindung, keinem der wissenschaftlichen Vereine je beigetreten. Dies hat Freundschaften in keiner Weise verhindert. Vor allem jene mit dem Ägyptologen Fritz von Bissing hat bis zu dessen vor wenigen Jahren erfolgtem Tod gewährt und brachte mir im Jahre 1900 einen schönen Winter in Ägypten. – Unvergessen sei auch tatkräftige Treue, die er und seine Frau mir immer wieder besonders in der ersten Hälfte des Jahres 1939 erwiesen, als ich versuchte, meine Auswanderung zu erzielen. In ihrem Hause in Agg hatte ich auch Unterschlupf gefunden, als wieder einmal »Razzien« in München vor sich gingen.

Die Jahre 1895/96 brachten wieder entscheidende Einschnitte in mein Leben: am 23. November 1895 den Tod meines Vaters. Es war eine Erlösung von langem, unheilbaren Leiden, das ergreifend aus einem alten Bildchen spricht, obwohl es auch wiederum seine letzte Freude widerspiegelt. Neben ihm sitzt das Töchterchen meiner Schwester Eugenie, die ein paar Jahre zuvor Pazzino de'Pazzi geheiratet hatte. Ich war in Bonn mit dem Abschluß meiner Dissertation beschäftigt, als meine Mutter mir gütigerweise riet, mit meinem Besuch bei meinem Va-

ter lieber nicht bis Weihnachten zu warten. So fuhr ich Anfang November nach Florenz und habe meinem Vater noch diese Freude bereiten können. An meine Arbeit zurückgekehrt, wurde ich von meiner Mutter selbstloserweise dann nicht zur Teilnahme an der Beisetzung gerufen.

Im folgenden Sommer fand meine Promotion statt. Der festliche Akt galt außer mir noch zwei Freunden: Bissing und dem rundlichen kleinen Balten Tom von Wahl, um dessen Schicksal wir – mit Recht – besorgt waren. Um seine archäologischen Leistungen war es schwach bestellt, noch schwächer um die obligate lateinische Verteidigung der Thesen. Ich hatte meine Angriffe und seine Antworten sehr leserlich auf ein langes Blatt geschrieben, das gerade in der Tiefe seines Zylinders Platz fand. Von dort konnte er alles – nach unserer Ansicht – ganz unauffällig gut ablesen. Aber zu meinem Entsetzen widerlegte der völlig verwirrte Tommy meinen Angriff auf These I mit der Verteidigung von These II, und so ging es folgerichtig weiter. Mir blieb nichts übrig, als mich möglichst harmlos geschlagen zu erklären und dem erfolgreichen Kandidaten Glück zu wünschen. Angstvoll wartete ich nun auf die bestenfalls höhnische Kritik – oder Schlimmeres. Nichts dergleichen geschah. Niemand hatte etwas bemerkt. Hinterher sagte mir mein verehrter Lehrer und Freund Eberhard Gothein, keinem der Rezensenten seines klassischen Buches über Ignatius von Loyola sei es aufgefallen, daß in der ganzen ersten Auflage ein Druckbogen fehlte. Als letzter Redner bei unserer Promotion hatte Gothein in tadellosem Latein aus dem Stegreif ganz reizend gesprochen.

Diese Feier bedeutete keinen Abschied von dem geliebten Bonn, denn es war ausgemacht, daß ich jeden Sommer zu längerem Besuch dorthin zurückkehren sollte, und Loeschke wollte mir sogar die *venia legendi* als Privatdozent offenhalten. Aber es war doch ein Abschluß, wenn auch kein trauriger. Im Gegenteil: Nun ging es endlich nach Rom, das ich mir bisher versagt hatte, um es nicht bloß als Tourist kennenzulernen, sondern wirklich dort zu leben. Das sollte mir durch vier glückliche Jahre beschieden sein.

An einem warmen Herbstabend war ich in einem kleinen Gasthof beim Parlamentsgebäude Montecitorio, im Herzen der Stadt, abgestiegen. Auf der langsamen Fiakerfahrt vom Bahnhof konnte ich in der Dämmerung bisher nur im Bild vertraute Denkmäler erkennen, zum Schluß die nach der reliefgeschmückten Säule Marc Aurels benannte Piazza Colonna. Unvergessen ist mir noch nach mehr als sechzig Jahren der nächste Tag. Ich war früh ausgezogen, entschlossen, mich treiben zu lassen. So ging es den Corso entlang, zum Pantheon, aufs Capitol, hinunter zum Marcellus-Theater und auf einen Sprung zum Tiber, mit dem herrlichen Blick hinüber auf Engelsburg, St. Peter und die Hügel. Dann wieder zurück zum Capitol mit seinen Palästen. Rasch ein Blick in die Statuenwelt des Conservatorenpalastes und dann hinunter zum Forum, seinen Ruinen, in denen dank Bonis Gartenanlagen noch späte Rosen blühten, den Tempelkirchen ringsum. Weiter auf den Palatin, wieder antike Ruinen und mittelalterliche Bauten in blühendem Gelände, und weiter durch Kaiserthermen und Colosseum auf den Aventin zu seinen ehr-

würdigen Kirchen, dem Garten der Malteserritter mit wiederum zauberhaftem Blick durchs »Schlüsselloch« auf Peterskirche und Tiberhafen. Endlich zur Cestiuspyramide und durchs Tor der Stadtmauer bis zu San Paolo fuori le mura. Weiter kam ich nicht, denn ich hatte seit einem reichlichen Frühstück weder gegessen noch geruht, ließ mich in einer *botte* (dem römischen Wort für Fiaker) ein Stück die Via Appia entlang und dann zu meinem Gasthof fahren. Kein Tag meines Lebens war bisher so reich und übertoll gewesen.

So ging es weiter, tagaus tagein, wenn auch in bedächtigerem Tempo. Vorläufig sah ich nur Rom, noch kein bekanntes Gesicht. Nach etwa einer Woche wußte ich auch, wo ich wohnen wollte: am Corso und dicht bei der Piazza Colonna. Und wirklich fand ich sehr bald das richtige: Neben dem Palazzo Chigi, den Papst Alexander VI. sich am Eck der Piazza erbaut hatte, stand in vornehmer Bescheidenheit ein kleiner Palast, jetzt nach einem Torlonia benannt. Von seinem Hof ertönte zum Corso das Rauschen eines der unzähligen Brunnen, die zu Roms Zauber gehören. Ich ging zu ihm: Aus einer antiken Maske unter einer Asklepiosstatue strömte das Wasser in einen antiken Sarkophag. Daneben führte eine schmale Türe ins Hinterhaus. Warum sollte ich nicht hier wohnen? Ich stieg drei Stockwerke einer engen Wendeltreppe hinauf. Oben wohnte ein bescheidener städtischer Angestellter mit Frau, Kind und Magd. Ob nicht noch ein Zimmer zu vermieten wäre, fragte ich. Gewiß, sogar zwei mit Blick auf den Hof. Sie seien nur noch leer, aber in acht Tagen könnte ich sie schön möbliert beziehen. Der Preis war niedrig, die Leute offenbar zuverlässig. Ich schlug ein, hatte ja keine Eile,

gab eine Monatsmiete als Anzahlung hin und kam ein paar Tage später wieder, um die Möblierung zu besprechen. Die mir gebotene Überraschung war etwas hart. Die guten Leute hatten in ihrer Freude schon alles getan: Auf dem Ziegelboden lag ein grausam geblümter, dünner Teppich, dazu gab es ein paar ähnlich häßliche Sessel; auf dem Schreibtisch stand eine Photographie der Königin Margherita in durchbrochenem Rahmen aus weißem Marmor, an der Wand darüber ein dreifaches Glasbild, wie sie heutzutage zum Glück kaum mehr zu finden sind: geradeaus gesehen hinter Glas gemalt ein Bildnis König Umberto's, beidseitig setzten sich auf rechtwinklig aufgeklebten Glasleisten die Gesichter Viktor Emanuels II. und Garibaldi's zusammen. Meine Hauswirte waren königstreu, nicht klerikal. Und so stolz auf ihre neue Einrichtung! Mir blieb nur übrig, gerührt zu danken, und im übrigen haben mich vier glückliche Jahre in dieser Wohnung auch gelehrt, unter *Horreurli* zu leben, ohne sie zu sehen. Wenn mich Freunde in meinem Taubenschlag besuchten, konnte ich sogar die Honneurs der seltsamen Wohnung machen. Sie durften nur nicht an kalten Wintertagen kommen, denn heizbar war meine Behausung nicht. Damals konnte ich das leicht ertragen, war viel zu viel draußen und zog, wenn ich heimkam, einen von meinem Vater ererbten Pelz an. Wer bloß Karten für mich abzugeben hatte, mußte mir eine sehr vornehme Wohnung zutrauen, denn nach altem römischen Brauch stand am Palasteingang auf dem Corso ein majestätischer Portier mit Dreispitz und hohem bekrönten Stab. Mit den Herren des Palastes bin ich bescheidener kleiner Untermieter nie in Berührung gekommen. Warum ich meine Briefe nie in meinem Zimmer,

sondern meistens im gegenüber liegenden Caffè Aragno schrieb, ist mir nicht erinnerlich. Jedenfalls spielte in Rom wie im alten Wien das Kaffeehaus eine anderwärts unbekannte soziale Rolle, und bei Aragno kamen die römischen Intellektuellen zusammen. Es war kein besonders anziehendes Lokal, schon damals gab es viel elegantere in der Hauptstadt. Auch kannte ich zunächst noch gar keine römischen Intellektuellen, wünschte sie gar nicht zu kennen. Meine Freundschaft mit Cesare Pascarella, dem Nachfolger des großen Dialektdichters Gioacchino Belli, stammt aus viel späterer Zeit. Ich erwähne dies nur, um zu erklären, daß, nicht warum Aragno in den neunziger Jahren so viel bedeutete.

Der Zauber Roms ist immer ein ungeheurer und unwiderstehlicher gewesen. Eine besondere Note verlieh ihm um die Jahrhundertwende die Duplizität des politischen und sozialen Lebens. Seit fast dreißig Jahren war es die Hauptstadt des Königreiches Italien, an dessen Fortbestand längst niemand mehr zweifelte, auch nicht die störrischsten alten Papstfamilien. Wohl hatten diese seit 1870 die großen Tore ihrer Paläste zum Zeichen der Trauer verschlossen gehalten, man ging, außer bei ganz seltenen Gelegenheiten, durch Nebenpforten aus und ein. Wohl blieben auch die Kunstschätze dieser Häuser unzugänglich. Ich habe einmal den Bildhauer Carrière, den langjährigen Direktor der Académie de France in der Villa Medici, zum großen Kunstsammler und Mäzen Barone Barracco sagen hören: »Wir sehen einander leider so selten, aber wenigstens einmal im Jahr vor dem Diskobol Lancellotti«. Das war beim alljährlichen Ball des »kohlschwarzen« Principe

Lancellotti, und die Replik des unzugänglichen Diskuswerfers Myrons war so allberühmt, daß Mussolini mehr als eine Generation später sie ankauft und Hitler zum Geschenk machte, zu einer freilich nur kurzen Gastrolle in der Münchener Glyptothek.

Bezeichnend für jene Duplizität des römischen Lebens war folgendes: Im Palast des »weißen« (also königlich gesonnenen) Fürsten Chigi sowohl wie in den Palästen der standhaften Gegner des neuen Königreiches blieb am Eingang zu den Staatsgemächern ein Saal für einen etwaigen Besuch Seiner Heiligkeit vorbehalten. In ihm stand unter einem großen Baldachin ein Thron bereit, auf dem der als Gast erscheinende Papst Platz nehmen würde und kein anderer je sitzen durfte. Und dies zu einer Zeit, als der Papst den Vatikan nie verließ, und unzählige fromme Bildchen für schlichte Gläubige, besonders in deutschsprachigen Ländern, ihn als Gefangenen auf Strohlager zeigten. Dies war auch die Zeit eines doppelten, »schwarzen« und »weißen«, diplomatischen Korps in Rom, und jenes hielt sich begreiflicherweise für viel vornehmer: war es doch um so viele Jahrhunderte älter. Indessen – *il y a des accommodements avec le ciel*, und die Kirche bewilligte dem frommen savoyischen Königshause Kapellen, Geistliche und Beichtväter. In ihrem Sommersitz Courmayeur im Südtal des Monte Rosa pflegte die Königin Margherita vor der Dorfkirche Sonntags nach dem Hochamt zwanglos zu empfangen. Sie hat es auch gnädig hingenommen, daß der Sohn des Principe Colonna, der jahrelang Kammerherr der Königin gewesen war, nach dem Tode seines Vaters um seine Entlassung bat und den Quirinalspalast nicht mehr betrat. Denn nach uraltem

vatikanischen Gesetz waren die Chefs der beiden Häuser Colonna und Orsini *Principi assistenti al Soglio*, Fürsten an der Heiligen Schwelle. Bei großen Feiern standen sie mit gezogenem Schwert als Vertreter der Laienschaft zu beiden Seiten des päpstlichen Thrones in der Peterskirche. Sie gehörten zu den ältesten Fürstenhäusern, *che hanno fatto i papi*, zum Unterschied von jüngeren, welche jeweils ein Papst erst zu Fürsten gemacht hatte.

In meinen römischen Jahren habe ich über kirchliche Probleme viel von zwei hervorragenden deutschen Gelehrten gehört, die mir freundlich gesinnt waren: Franz Xaver Kraus, dem Begründer des Faches der Christlichen Archäologie an der Freiburger Universität, und dem Präfekten der Biblioteca Vaticana, Franz Ehrle, dem Sohn eines Lehrers im württembergischen Isny, der schon als junger Kleriker dieselbe gütige, königliche Würde besaß, die viel später den Kardinal auszeichnete. Ich arbeitete damals viel in der Handschriftenabteilung der wunderbaren Bibliothek, und er hat mir aufs liebenswürdigste geholfen. Papst Leo XIII., der zugleich ein großer Gelehrter und lateinischer Dichter war, hatte eine Neugestaltung der Vaticana beschlossen und Ehrle dazu berufen. Er mußte geloben, alle theologischen Pläne, die ihn nach Rom geführt hatten, aufzugeben und sich ausschließlich seiner neuen Aufgabe zu widmen: Die ehrwürdige Bibliothek sollte durch eine Abteilung erweitert werden, die eine unerhörte Neuerung bedeutete. Sie bestand aus lauter protestantischen und anderen ketzerischen theologischen Werken, die auf dem Index standen und von Katholiken nur mit besonderer Erlaubnis der Kurie benützt werden durften. Aber jedem nicht-katholischen Forscher sollte sie offen stehen, nur

durfte man keine Bücher in die große Bibliothek mit hinunter nehmen. Die neue Abteilung war in einem der vielen *appartamenti* untergebracht, die in den römischen Riesenzwischenpalästen Mezzanine zwischen den Hauptstockwerken bilden und von außen kaum erkennbar sind – ähnlich wie im Palais du Louvre, wo mir ein befreundeter Konservator einmal gestand, sie hätten noch nicht alle solche verschwiegenen Wohnungen vergangener Jahrhunderte wiederentdeckt.

Leo XIII., einer der erleuchtetsten Kirchenfürsten, hatte einen noch größeren Plan gefaßt, der die strengen Prälaten erschrecken konnte, aber bei Ehrle begeisterte Förderung fand: Wissenschaftlich begabte und weitherzige jüngere Beamte der Biblioteca Vaticana, natürlich lauter Kleriker, sollten dazu angehalten werden, zusammen mit nicht-katholischen Theologen aus den reichen unveröffentlichten Schätzen der Handschriftensammlung interessante Werke zu publizieren. Schöne Erfolge haben diesen Plan belohnt, während ein anderer, noch weit kühnerer mißlang: der Versuch einer Union mit der griechisch-orthodoxen Kirche, für den der geistvolle Direktor der Ecole Française de Rome, Msgr. Louis Duchesne, auf Befehl des Papstes nach Athen und dem Phanar in Konstantinopel gereist war. Denselben bahnbrechenden Gedanken hofft Papst Johannes XXIII. im bevorstehenden Konzil zu verwirklichen. Ehrles Geschick auch in kleinen Dingen bewährte sich in einem Falle, der mich nahe anging. Im Bonner Seminar hatte ich mich mit dem Theologen Hans Lietzmann befreundet, dessen Stiefmutter eigens griechische Handschriftenkunde erlernt hatte, um ihm bei einer großen



Theodor Mommsen



Aufgabe zu helfen: einem kritischen Katalog der sog. *Catenen*, der am Rande alter Bibelhandschriften eingetragenen Anmerkungen. Als wir beide fast gleichzeitig in Bonn promovierten, bot ich ihm an, auf meinen Forschungsreisen in den kommenden fünf bis sechs Jahren bestimmte griechische Catenentexte abzuschreiben und genaue Angaben über jeden Codex beizufügen. Dies sollte mich in die Handschriftensammlungen Europas und jene von Smyrna, Alexandrien und Kairo führen, einmal nur auf wenige Stunden, ein ander Mal auf mehrere Tage. Zunächst aber nahm ich nach Rom einen diplomatischen Auftrag mit: die Vaticana war Frauen unzugänglich, ihr Anblick sollte die Studierenden nicht von der Arbeit ablenken. Aber ohne seine Stiefmutter wollte – oder durfte – Lietzmann nicht an den Catenenhandschriften arbeiten. Was tun? Ehrle wußte sofort Rat: gewiß, Frau Lietzmann durfte die Arbeitsräume der Bibliothek nicht betreten, aber der lange Korridor zu den Ausstellungssälen war frei. Dort wurden Schreibtisch und Stühle für Mutter und Sohn aufgestellt, auch ein Kohlenbecken für kalte Tage und eine Handschrift nach der anderen den beiden hinausgebracht. So wurde das große Werk rechtzeitig fertig, um Lietzmann die erste Professur einzutragen, und drolligerweise auch mir 1905 meine erste Anstellung. Seit 1902 war ich Privatdozent in Bonn, und als der Posten des Zweiten Sekretars (Direktors) am Deutschen Archäologischen Institut in Athen frei wurde, meinte ein führendes Mitglied der Zentralkommission in Berlin, ich käme dafür nicht in Frage, meine Arbeiten seien zu einseitig. Darauf erwiderte Loeschke, der Mitglied der Zentralkommission war, mit seiner gewohnten Schlagfertigkeit: »Einseitig können Sie den

des Griechischen Catenenwerkes doch wirklich
men«. Lietzmann hatte, sehr nobel, der alpha-
Folge die Ehre gebend, Karo als ersten Verfasser
s eingesetzt. Und Loeschkes Entgegnung gab
alag und bestimmte den Gang meines weiteren
der schönsten Weise.

Der römischer Winter sollte mir auch eine Audienz
in Margherita bringen, deren Palastdame eine
eines Schwagers de'Pazzi war. Wir – etwa sieb-
a und Herren – warteten in einem Saale des
auf das Erscheinen der Hohen Frau, die an un-
en langsam entlang schritt, bei jedem kurz Halt
d, nachdem eine Hofdame oder ein Kammer-
treffenden Namen genannt hatte, einige Fragen
r ihn richtete. Natürlich konnte man solche
benachbarte Personen mitanhören und sich
nigstens einigermaßen, ein Bild dessen machen,
erwartete. Mir ging es gut. Ich wurde nach
ienischen Verwandten und nach dem Ursprung
en Italienisch gefragt. Das zu beantworten war
er schwer als manche andere von ihr gestellte
ber stets gleich eindrucksvoll war die liebens-
nteilnahme an jedermanns Leben, die auf keiner
Einflüsterung beruhende Vertrautheit mit je-
senden. Man verließ den Saal mit dem Gefühl,
tinen Privatgesellschaft teilgenommen zu ha-
souveräne Kunst des offiziellen Empfangs war
ie der Königin Margherita die ihr wertvollste
eselligkeit bescherte: den *circolo particolare*,
s, den sie sich ganz frei, bloß nach ihren persön-
nschen wählte, schon zu Lebzeiten ihres Ge-

mahls wie nach dessen Ermordung. Wer zu *particolare* gehörte, hatte das Recht, jeden Abend um zehn Uhr im Quirinal zu erscheinen und zu bleiben, wie er mochte oder bis ihn die Königin ließ. Die Auswahl war weit gespannt; sie umfaßte Fürsten bis zu sozial bescheiden gestellten Senatoren und Gelehrten, umfaßte brillante und ungeliebte, obwohl dieser wohl wenige waren. So gewann die Königin Einblick in die verschiedenen geistigen Strömungen aller Teile Italiens, aus denen ihre Gäste kamen, wenn ihr Amt sie zu einem römischen Aufenthalt verpflichtete. Die einzige Grundregel solcher Abende war die persönliche Freiheit. Ich war mit einigen dieser Leute befreundet, mit dem geistvollen, weltgewandten, steller Marchese Piero Pasolini aus Ravenna, dem überbescheidenen Historiker Pasquale Villari in Florenz oder dem jüdischen, außerordentlich intelligenten Senator Giorgio Sonnino, dessen Frau mit der Königin zusammen erzogen worden war. Er hat mir erzählt, daß er zu Beginn jedes Winters zunächst eine Audienz bäte, um ganz korrekt zu sein. Jedem, der die Königin zu seiner Frau gesagt: »Dites à la Reine que je vienne le soir«, und schließlich beim dritten Mal sagte: »Je viendrai donc à cet imbécile de Georges qu'il vienne le soir«, eine kleine Anekdote ist ebenso bezeichnend für die Haltung des Französischen in Norditalien – verglichen mit dem Englischen in Florenz – wie für das Fehlen des Formalismus in Italien.

Dafür gleich zwei andere Beispiele aus dem neunzehnten Jahrhundert. In meiner Kindheit war ein klein

Verfasser des Griechischen Catenenwerkes doch wirklich nicht nennen«. Lietzmann hatte, sehr nobel, der alphabetischen Folge die Ehre gebend, Karo als ersten Verfasser des Werkes eingesetzt. Und Loeschkes Entgegnung gab den Ausschlag und bestimmte den Gang meines weiteren Lebens in der schönsten Weise.

Mein erster römischer Winter sollte mir auch eine Audienz bei Königin Margherita bringen, deren Palastdame eine Cousine meines Schwagers de'Pazzi war. Wir – etwa siebenzig Damen und Herren – warteten in einem Saale des Quirinals auf das Erscheinen der Hohen Frau, die an unseren Reihen langsam entlang schritt, bei jedem kurz Halt machte und, nachdem eine Hofdame oder ein Kammerherr den betreffenden Namen genannt hatte, einige Fragen an sie oder ihn richtete. Natürlich konnte man solche Fragen an benachbarte Personen mitanhören und sich schnell, wenigstens einigermaßen, ein Bild dessen machen, was einen erwartete. Mir ging es gut. Ich wurde nach meinen italienischen Verwandten und nach dem Ursprung meines guten Italienisch gefragt. Das zu beantworten war viel weniger schwer als manche andere von ihr gestellte Fragen. Aber stets gleich eindrucksvoll war die lebenswürdige Anteilnahme an jedermanns Leben, die auf keiner spontanen Einflüsterung beruhende Vertrautheit mit jedem Anwesenden. Man verließ den Saal mit dem Gefühl, an einer intimen Privatgesellschaft teilgenommen zu haben. Diese souveräne Kunst des offiziellen Empfangs war es wohl, die der Königin Margherita die ihr wertvollste Art der Geselligkeit bescherte: den *circolo particolare*, einen Kreis, den sie sich ganz frei, bloß nach ihren persönlichen Wünschen wählte, schon zu Lebzeiten ihres Ge-

mahls wie nach dessen Ermordung. Wer zu dem *circolo particolare* gehörte, hatte das Recht, jeden Abend gegen zehn Uhr im Quirinal zu erscheinen und so lange zu bleiben, wie er mochte oder bis ihn die Königin entließ. Die Auswahl war weit gespannt; sie reichte von Fürsten bis zu sozial bescheiden gestellten Schriftstellern und Gelehrten, umfaßte brillante und ungelenke Männer, obwohl dieser wohl wenige waren. So gewann die Königin Einblick in die verschiedenen geistigen Strömungen aller Teile Italiens, aus denen ihre Gäste stammten, wenn ihr Amt sie zu einem römischen Aufenthalt führte. Die einzige Grundregel solcher Abende war ungezwungene Freiheit. Ich war mit einigen dieser Bevorzugten befreundet, mit dem geistvollen, weltgewandten Schriftsteller Marchese Piero Pasolini aus Ravenna, dem großen, überbescheidenen Historiker Pasquale Villari in Florenz oder dem jüdischen, außerordentlich sympathischen Senator Giorgio Sonnino, dessen Frau mit der Königin zusammen erzogen worden war. Er hat mir einmal erzählt, daß er zu Beginn jedes Winters zunächst um eine Audienz bäte, um ganz korrekt zu sein. Jedesmal habe die Königin zu seiner Frau gesagt: »Dites à Georges qu'il vienne le soir«, und schließlich beim dritten Mal: »Dites donc à cet imbécile de Georges qu'il vienne le soir«. Die kleine Anekdote ist ebenso bezeichnend für die Geltung des Französischen in Norditalien – verglichen mit der des Englischen in Florenz – wie für das Fehlen des Antisemitismus in Italien.

Dafür gleich zwei andere Beispiele aus dem 19. und 20. Jahrhundert. In meiner Kindheit war ein kleiner jüdischer

Bankier namens Fenzi in Florenz zu großem Reichtum gelangt und hatte sich durch seine Töchter mit einigen der vornehmsten Familien der Stadt verschwägert. Dann verkrachte die Bank, Fenzi selbst entzog sich durch die Flucht jeder Strafe, und eine große Anzahl von Florentinern aller Stände verloren das ihm anvertraute Vermögen. Aber sein Sohn konnte die Marine-Akademie ungehindert absolvieren und erntete als Kapitän eines Torpedobootes Ruhm und Auszeichnungen im Ersten Weltkrieg. Es hat meines Wissens ganz an den unter solchen Umständen naheliegenden gehässigen Bemerkungen über Juden gefehlt, so scharf auch Fenzi verurteilt wurde. Dasselbe gilt für einen noch wichtigeren Fall, den ich in Rom erlebt habe. Bisher war zum *Sindaco* der Hauptstadt stets ein Träger der vornehmsten Namen von der Bürgerschaft gewählt worden. Der Posten war unbesoldet, und durch althergebrachte Verpflichtungen wurde er sehr kostspielig. Um die Jahrhundertwende schlug das politische Klima um, die Linke gewann die Oberhand und wählte mit großer Mehrheit den Juden Ernesto Nathan zum neuen *Sindaco*. Bald machte er sich bei den konservativen und kirchlichen Kreisen höchst unbeliebt, kam auch mit dem diplomatischen Korps in Konflikt, dem der Friedhof bei der Cestiuspyramide unterstand. Denn Nathan wollte die durch große Dichter wie Keats und Browning, Gelehrte wie Bunsen geweihte Stätte kurzerhand für die Stadt mit Beschlag belegen und einebnen lassen. Darob sehr begriffliche Empörung, bis der Plan endgültig verhindert war. In der römischen Presse erschienen naturgemäß scharfe Angriffe gegen Nathan, aber auch hier ohne jeden antisemitischen Beigeschmack.

Die für mich wichtigste gesellschaftliche Beziehung in Rom war schon angebahnt, ehe ich Bonn verließ. Die Gräfin Ersilia Lovatelli, Tochter des feingebildeten Principe Michelangelo Caetani und Schwester seines Nachfolgers Onorato als Chef eines der ältesten Fürstenhäuser Roms, hatte sich als Archäologin einen Namen gemacht und war auf Veranlassung von Carl Robert Ehrendoktor der Universität Halle-Wittenberg geworden. Ich hatte ihr seinerzeit meine Dissertation geschickt und als Dank ein paar ihrer Werke und einen lebenswürdigen Brief erhalten. Nun gab ich meine Karte im Palazzo Lovatelli ab, einem unscheinbaren Bau in der Nähe des Marcellus-Theaters, und erhielt alsbald die Einladung zu einem der damals in Rom noch allgemein üblichen Abendempfänge. Aus diesen ersten Stunden sollte sich bald eine Freundschaft entwickeln, die bis zum Tode der Gräfin währte. Der erste Eindruck war freilich eher einschüchternd. Groß und schlank stand sie in kerzengerader Haltung vor mir. Mit dem ebenmäßig geschnittenen, sorgsam gepflegten, maskenhaft unbewegten, von schwarzem Haar umrahmten Gesicht, dessen Mundwinkel gern ein leicht ironisches Lächeln umspielte, wirkte Donna Ersilia zunächst fast unnahbar. Sie beherrschte einen Salon, der fast immer zahllose Gäste aufwies. Sie empfing jeden Abend; donnerstags und sonntags leitete ein kleineres Diner jene Abende ein. An den Empfängen selbst, den im altmodischen Stil gehaltenen bloßen *Conversazioni*, gab es damals der Sitte gemäß nur ein Glas Wasser. Erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte, in denen Rom immer mehr von ausländischen Bräuchen beeinflußt wurde, verstieg man sich zu Limonade oder gar Tee und kleinem Gebäck.

Donna Ersilias Gäste waren von berückender Mannigfaltigkeit. Man konnte am gleichen Abend zwei Kardinälen, einem Botschafter beim Quirinal, einer russischen Fürstin, zwei oder drei Archäologen verschiedener ausländischer Institute, ein paar Vettern aus der Provinz – die Lovatellis stammten aus Siena – und einem befangenen jungen Studenten oder Bibliothekar begegnen. Zum festen Bestand gehörten vor allem der langjährige *cavaliere servente* der Hausfrau, ein älterer Infanteriegeneral, dann ein paar nahe Freundinnen, von denen mir die Gräfin Santafiora, aus einem römischen Fürstenhause, besonders im Gedächtnis geblieben ist. Sie war offenbar eine große Schönheit und auch eine besondere Freundin des Königs gewesen, von dessen kostbaren Geschenken sie gern erzählte. Einmal hat sie mir ein wunderbares Toilettennecessaire aus massivem Gold gezeigt. Von all dem ruhte sie sich nun aus und genoß ein beschauliches Leben. Ihre einzige Tochter, Donna Lina Santacroce, war eine berühmte schöne junge Witwe, um die sich viele bewarben. Zufällig war ich gegen Ende des 19. Jahrhunderts einmal anwesend, als die Gräfin Santafiora den Fürsten Metternich aus Wien bei Donna Ersilia einführte. Er wollte sich für seinen Sohn nach der Ebenbürtigkeit Donna Linas erkundigen. Als er befriedigt weggegangen war, lachten die beiden Damen über diese Démarche. Die Santacroces waren schon im frühen Mittelalter römische Fürsten gewesen, als die Metternichs noch als Häuptlinge in den böhmischen Wäldern hausten.

Donna Ersilias Abende waren als sehr langweilig verrufen, aber trotzdem ging ganz Rom hin, und es war leicht, dort interessante Persönlichkeiten zu treffen. Zudem war die

einflußreiche Frau zu Gefälligkeiten aller Art bereit. Angesichts der Pracht römischer Paläste, ihrer Kunstschätze, großartigen Empfänge, war eine Einladung stets besonders willkommen. Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich mich um eine solche Einladung beworben; dank Donna Ersilias Güte war dies geringe Mühe: Eine Karte von ihr, mit der meinen zusammen abgegeben, brachte stets Erfolg. Unter den Hunderten, die sich dann in den großen lichterstrahlenden Sälen drängten, fiel man niemandem auf und konnte Fresken und Skulpturen in Ruhe bewundern, an denen man sonst im günstigsten Falle bei Tage von einem gelangweilten Diener rasch vorbeigeführt wurde.

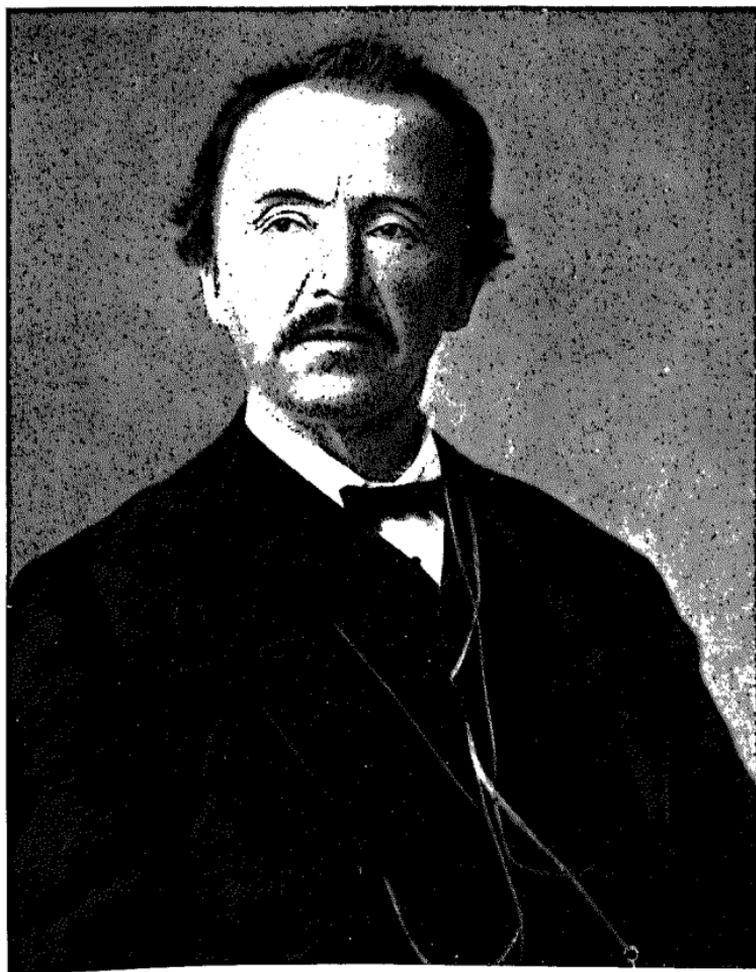
Das Deutsche Reich besaß damals von altersher auf dem Capitol ein Gelände, das den Palazzo Caffarelli als Botschaft beim Quirinal und das schmucklose Gebäude des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts umfaßte. In diesem walteten als Erster Sekretar Professor Petersen, als Zweiter der beste Kenner römischer Topographie, Christian Hülsen. Beide veranstalteten regelmäßige Führungen in den Ruinen und Museen Roms. Von dem Institut, das am Abhang zum Tiber errichtet war, hatte man einen wunderbaren Blick auf den Fluß und darüber hinaus zur Engelsburg und zum Petersdom. Als aber die Gräfin Lovatelli bei einem Besuch diese einzigartige Aussicht bewunderte, erwiderte Frau Petersen bloß: *Sempre la stessa*. Das kennzeichnet die Einstellung des Ehepaares zu ihrem Posten in Rom, um den Unzählige sie beneideten. Beide Petersens hatten Heimweh nach Dorpat, wo er zuvor gelehrt hatte. Recht kühl waren auch ihre Beziehungen zu Hülsens, die wirklich an Rom hingen. Allerdings waren

die Stellen am Institut damals keine Sinecuren. Die glänzendsten Jahre dieser schon 1829 als internationales »Istituto di corrispondenza archeologica« gegründeten Anstalt waren vorüber, seit Bismarck sie zum Reichsinstitut umgestaltet und die deutsche Sprache in ihren Zeitschriften angeordnet hatte. Bisher waren diese meist auf Italienisch erschienen; auch Französisch oder Lateinisch waren zulässig, nur Deutsch nicht, so daß man Bismarcks viel angefeindeten Befehl heute wohl verstehen kann. Aber 1887 hatte er zur Pensionierung der widerstrebenden Leiter geführt. Der große Inschriftenkenner Henzen verließ Italien nicht mehr, da er bald starb, und der Zweite Sekretar, Wolfgang Helbig, ließ sich mit seiner Familie in der Villa Lante auf dem Janiculum nieder, als freier Forscher, da er durch seine russische Gattin finanziell unabhängig war. Diese, Nadine, Prinzessin Schahowskoi, dem Zaren verwandt, vor allem aber eine bedeutende Persönlichkeit, war schon auf dem Kapitol die Seele des Institutes gewesen und blieb es auch in der Villa Lante. Eine schwere, exotisch anmutende Riesengestalt in ebenso exotisch geschnittenem grauen Wollgewand, imponierte mir diese erste vornehme Russin, die ich kennen lernte, von Stund an durch ihre wunderbare Güte und ihre völlige innere Freiheit. Ihre Gastlichkeit kannte keine Standesunterschiede: Auch wenn einmal die Kaiserin Friedrich, die sie sehr liebte, bei ihr war, und eine junge Studentin angemeldet wurde, zögerte Frau Helbig keinen Augenblick, die verlegene, ihr vielleicht noch ganz unbekannte Schülerin ihres Mannes aufs liebenswürdigste zu empfangen, der Kaiserin vorzustellen, ja, sie ihr warm zu empfehlen. Trat dann noch ein italienischer Arzt von *ihrer* gleich zu



Freiherr Willy Schenck von Stauffenberg





Heinrich Schliemann



erwähnendem *Ambulatorio* ein und schließlich die äußerst formidable Prinzessin-Mutter, so störte das Frau Helbig ebensowenig. Daß jeder dieser heterogenen Gäste sich für die anderen, ihre Wünsche und Nöte nicht ebenso lebhaft interessierte wie sie selbst, kam dieser wahrhaft großartigen Frau gar nicht in den Sinn. In drei bis vier gleicherweise beherrschten Sprachen redete sie mit allen, und jeder ging mit der Überzeugung von dannen, daß nur die anderen lästigen Besucher die Principessa daran gehindert hätten, sich ihr oder ihm so ausschließlich zu widmen, wie sie selbst es wünschten. Jeden Morgen fuhr Frau Helbig in einer altmodischen *botte* in die kleine Poliklinik, die sie selbst unterhielt, und arbeitete dort mit ein paar jungen Ärzten, welche die *montagna d'una donna* verehrten und auch oft durch sie in Verzweiflung gerieten.

Helbig war ganz Forscher und Lehrer, dabei ein praktisch-nüchterner Mensch, von größter liebenswürdiger Hilfsbereitschaft. Auch ich bin ihm in meinen römischen Jahren vielfach zu Dank verpflichtet gewesen. Seine Lehrtätigkeit bestand in Spaziergängen zu einem der benachbarten Hügel, wo man sich in einer der netten Gastwirtschaften zu einem Trunk der leichten *vini dei Castelli* und gemütlichen Gesprächen niederließ. Als Helbig erfuhr, daß ich in Florenz viel in dem neueröffneten Museo archeologico unter seinem Schöpfer Luigi Adriano Milani gearbeitet hatte, ermunterte er mich, einen längeren italienischen Aufsatz für das *Bollettino di Paletnologia Italiana* Pigorinis zu verfassen, in dem ich die offizielle Chronologie der etruskischen Kunst gegen einen revolutionären Angriff des großen schwedischen Prähistorikers Montelius verteidigen sollte. Helbig sorgte auch für rasche Publikation,

und diese brachte mir die ehrenvolle Freude eines längeren Besuches von Montelius. Wie gewöhnlich blieb jeder von uns bei seiner eigenen Meinung, aber die Freundschaft mit Montelius hat weiter bestanden bis zu seinem Tode. Helbig verdanke ich auch die langjährigen Beziehungen zum Fürsten Chigi, dem wissenschaftlich lebhaft interessierten Herrn des meiner Wohnung benachbarten Palastes. Auf seinem Gute Formello beim antiken Veji hatte die Ausgrabung einer altetruskischen Fürstengruft unter anderen Funden eine ganz einzigartige protokorinthische Kanne ergeben, die im Arbeitszimmer des Fürsten so gut wie unbekannt prangte, mir aber nach einer genauen Beschreibung Helbigs als ein besonderes Meisterwerk aufgefallen war. Gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung erhielt ich leicht vom Besitzer. Später hat der italienische Staat den Palazzo Chigi erworben, und sein Auswärtiges Amt darin eingerichtet, während die *Chigi-Kanne* in das Museo di Villa Giulia kam. Vor dem Verkauf habe ich noch viele Stunden in dem wunderbaren Arbeitszimmer verlebt, zwischen jener Vase und einem der schönsten Botticellis, der jetzt in Boston ist. Ein junger deutscher Theologe wollte damals gerne eine wichtige Handschrift der Biblioteca Chigiana abschreiben, die fast unzugänglich im Dachgeschoß des Palastes unter der Obhut eines alten kranken Priesters schlummerte. Als ich den Fürsten für meinen Kollegen um Erlaubnis zur Abschrift bat, sagte er: »Sehr gerne, aber droben in der Bibliothek ist es kalt, und der Direktor ist fast nie dort zu finden. Ich lasse den Codex hierher in mein Studio bringen und bitte Sie nur – als reine Formsache natürlich – hier zu bleiben, während ihr Freund daran arbeitet.« Es waren unvergeßliche Stunden

zwischen den Kunstwerken des schönen Raumes und dem Blick auf die Markussäule vor den Fenstern.

Auch mit Helbig verband mich bald eine wirkliche Freundschaft, und ich war froh, nach seinem Bruch mit Berlin, zu seinem sechzigsten Geburtstag an der Strena Helbigiana teilzunehmen, die damals (1900) seit den *Commentationes Mommsenianae* von 1877 fast die einzige archäologische Festschrift war, im Gegensatz zu der sich im folgenden Jahrhundert ergießenden Flut.

Auch mit Mommsen, den ich damals nur von fern verehrte, brachten Kollationen in italienischen Bibliotheken mir die erste Verbindung. Ich hatte mich zu jenen erboten, und der greise Forscher nahm gern an, aber nie, ohne sich auf winzigen Briefbogen für jede Kleinigkeit höflich zu bedanken. Andererseits scheute er sich auch keineswegs, mich etwa zu bitten, innerhalb der nächsten Woche eine schwer lesbare Urkunde in der Kapitularbibliothek von Lucca abzuschreiben, was immerhin Zeit und Kosten bedeutete. Und einmal erschreckte mich ein an sich leichter Auftrag für die Barberinische Bibliothek in Rom. Dort arbeitete im Auftrag der Berliner Akademie ein nicht mehr ganz junger Philologe (der aber immerhin zwanzig Jahre älter als ich war). Man sei mit ihm nicht zufrieden, ich möge ihm die Arbeit abnehmen und sie selbst ausführen. Wie sollte ich das zustande bringen, ohne den mir Unbekannten zu kränken? Ich begab mich etwas betreten in die Barberiniana, ließ mir irgendeine Handschrift geben und setzte mich damit an den Tisch meines Opfers. Es war leicht, mit ihm ins Gespräch zu kommen, und er klagte mir bald sein Leid über die ihm von Mommsen aufge-

zwungene Aufgabe, die ihn in ein ihm ganz fremdes Gebiet führte. »Hören Sie«, sagte ich, »als Schüler Traubes interessiert mich Ihre Handschrift paläographisch, und ich habe gerade zwischen zwei anderen Aufgaben etwas Zeit. Soll ich vielleicht für Sie einspringen?« Er war sehr erfreut, ich nicht minder und Mommsen, nach seinem diesmal längeren Dankschreiben zu urteilen, ebenfalls.

Natürlich sehnte ich mich danach, den großen Mann einmal persönlich zu sehen und zu sprechen. So fuhr ich dann im folgenden Sommer von Bonn mit Loeschcke nach Mainz zu einer Sitzung der Römisch-Germanischen Kommission im Museum. Dort ging ich von Saal zu Saal, während die Sitzung drei Stunden dauerte. Als die Teilnehmer ziemlich erschöpft herauskamen, nahm mich Loeschcke bei Seite: »Mommsen hat uns alle so angegrobt, daß nur N ... Sie ihm vorstellen kann. Der hat nichts abbekommen, er war Mommsen zu dumm.« So wandte ich mich an Professor N., und Mommsen begrüßte mich sehr freundlich, forderte mich auf, ihn zum Bahnhof zu begleiten, während die andern dem Mittagessen zustrebten. Der alternde, zu seiner Zeit vielleicht größte Gelehrte Deutschlands, war die letzte Nacht von Berlin nach Mainz dritter Klasse gefahren, hatte, auf der harten Bank sitzend, die ganze Zeit über Druckbogen des letzten Bandes lateinischer Inschriften korrigiert. Das wollte er nun in der folgenden Nacht der Rückreise fortsetzen, anscheinend unermüdet, und jedenfalls fiel kein Wort über die fällige Mahlzeit. Vermutlich hatte seine Frau ihm einigen Proviant mitgegeben. Spuren irgendwelcher Ermüdung habe ich ihm auf dem Weg zum Bahnhof nicht angemerkt. Die leider so kurze Begegnung ist mir unvergessen geblieben.

Doch zurück nach Rom, der Villa Lante und den Helbigs im Jahre 1897. Der wunderbare Frührenaissance-Bau paßte ausgezeichnet zur Principessa, die den großen Saal im *piano nobile* beherrschte und erfüllte, während sich ihr Mann im Erdgeschoß mit seinen Büchern und Antiken häuslich eingerichtet hatte. Sohn und Tochter waren damals eben herangewachsen. Schon die 1869 auf dem Kapitol geborene Lili war vom Archimandriten der Russischen Botschaft nach orthodoxem Ritus getauft worden. Für den ein paar Jahre jüngeren Sohn war die protestantische Konfession seines Vaters wohl geplant gewesen, aber seine russische Großmutter nahm ihn eines Tages mit und brachte ihn als orthodox getauften Dimitri Helbig zurück. In jenen religiös freien Zeiten regte sich niemand darüber auf. Als junger Mann trat er in den italienischen Staatsdienst ein, während Lili durch ihre Heirat mit dem Maler Morani ebenfalls Italienerin wurde. In ihren 1959 im Stuttgarter Viktoria-Verlag erschienenen Memoiren *Jugend im Abendrot*, hat sie ein anschauliches Bild ihres Elternhauses gegeben.

In Rom leben zu dürfen ist wohl seit der Renaissance stets ein Geschenk der Götter gewesen. Ich habe solche Gabe jahrelang von Herzen ausgekostet. Kürzere oder auch längere Unterbrechungen dieses gesegneten Daseins taten dem keinen Abbruch, im Gegenteil. Ob ich in den Sommern 1896 und 1897 Paris, London und Oxford kennenlernte und die Wochen dort von Herzen genoß, ob ich immer wieder auf Wochen oder Monate ins heimisch gewordene Bonn zurückkehrte, 1902 bis 1905 sogar als Privatdozent mit meiner Lehrtätigkeit dort sozusagen zu

Hause war, oder gar 1900 und 1901 eine herrliche Studienfahrt nach Ägypten und Griechenland unternahm, immer blieb mir das Gefühl, meine eigentliche Heimat sei doch Rom, so wie es Florenz in meiner Jugend gewesen war. Freundschaftliche Bindungen trugen dazu bei, wie z. B. die mit einer Gruppe von »Römern« verschiedener Herkunft, die sich zu Ausflügen rings um die Stadt und vergnügten Abenden bei dem amerikanischen Schriftsteller Brewster und seiner Tochter zusammenfanden; oder dem anglo-italienischen Ehepaar De Filippi-Fitzgerald, dem ich die Vertrautheit mit dem Kreis um Robert Browning verdankte. Sie besaßen ein Haus neben der alten Kirche Santa Pudenziana, in dem ich »absteigen« konnte, wie ehemals im Palazzo Torlonia am Corso. Dazu kamen Diplomaten und die anregende Gesellschaft alter vornehmer Russen, unter denen ansässige Sammler wie der Graf Stroganoff oder der Graf Tyskiewicz wieder zur Archäologie führten. Stroganoff hatte sich an der Via Sistina einen Palast erbaut, mehr für seine Kunstschatze, als sich selbst, denn als der Bau fertig war, fehlten Küche und sonstige Wirtschaftsräume. Der Architekt hatte nicht gewagt, den jähzornigen alten Herrn auf dieses Versäumnis aufmerksam zu machen, aber dieser mietete einfach das Erdgeschoß des Nebengebäudes dazu. Tyskiewicz, ein weißbärtiger Hüne, war mit einer Französin verheiratet, die in einer Villa bei Paris lebte; er besuchte sie im Sommer und bereicherte seine erlesene Vasensammlung dann durch Ankäufe bei den großen Pariser Kunsthändlern. Meine Beziehungen zu den Paschkoffs haben stets den Höhepunkt meiner russischen Freundschaften bedeutet. Ich lernte sie kurz vor der Jahrhundertwende in Rom

kennen, wo sie die Wintermonate in einem gemieteten *appartamento* der Via Sistina verlebten: beide Eltern und drei erwachsene unverheiratete Töchter. Die älteste, ganz besonders philologisch begabte, war durch den damals in Rom lebenden Gräzisten Spiro so vortrefflich ausgebildet worden, daß sogar Ulrich von Wilamowitz sich mit ihr als Kollegin gern unterhielt. Ihre beiden jüngeren Schwestern halfen der Mutter eifrig bei ihrer philanthropischen Tätigkeit. Alle drei waren begeisterte Reiterinnen. Der einzige Sohn bewirtschaftete die Güter der Familie in Rußland. Über deren Zahl und Größe belehrte mich bald ein Wort des alten Herrn: er habe eines dieser Güter nie besucht. Auf meine Frage, wie das zu seiner mir bekannten Fürsorge für die ihm Untergebenen stimmte, kam die verblüffende Antwort: »Die Gesamtheit meines russischen Besitzes ist nur wenig kleiner als die Schweiz, und ich bin nun schon so lange verbannt.«

Drei oder vier Jahrzehnte zuvor war Oberst Paschkoff, Kommandeur der Chevaliers Gardes (oder der Gardes à Cheval), eines der beiden vornehmsten Garderegimenter, gewesen, durch seine Frau mit einigen der ältesten Borejarengeschlechter verschwägert und enorm reich.

Sein Schicksal wurde damals ein zu der amerikanischen Sekte der »Plymouth Brethren« bekehrter Lord Radstock, der die höfischen Kreise St. Petersburgs unsicher machte, indem er plötzlich in einem großen Sessel niederkniete, das Gesicht in die gefalteten Hände gebettet und von dieser befremdenden Stellung aus Gebete intonierte, welche die Anwesenden zumindest in größte Verlegenheit setzten. Trotz diesem sonderbaren Gehaben war Oberst Paschkoff ihm bald verfallen, und die Folgen blieben nicht aus.

Zunächst nahm er seinen Abschied und begann ein neues Leben als Haupt der »Paschkoffiten«. In einer seiner *Mail coaches* zog er mit Viergespann aus eigener Zucht durch Rußland und verteilte unter die des Lesens kaum kundigen Bauern und städtischen Kleinbürger eigens hergestellte russische Übersetzungen der Bibel und des Katechismus. Es dauerte natürlich nicht lange, bis diese »auf-rührerische« Tätigkeit der höchsten russischen Kirchenbehörde, dem Heiligen Synod, gemeldet wurde und dessen Chef, Probdonowzew, einschreiten mußte. Gegenüber einer so angesehenen Persönlichkeit wie Paschkoff es war, geschah dies in möglichst rücksichtsvoller Weise. Indessen weigerte sich dieser standhaft, seine Missionstätigkeit aufzugeben; so wurde er – allein – aus Rußland verbannt, während seine Familie von diesem Urteilsspruch nicht betroffen wurde und unbehindert das Zarenreich nach Belieben verlassen und dorthin zurückkehren durfte. Auch sein ungeheurer Grundbesitz blieb ihm, ebenso sein sonstiger Reichtum, nur seine Gemeinden, die armen kleinen Paschkoffiten, wurden weiter verfolgt. Die Behörden wußten, daß seine Gattin – eine nahe Verwandte des damaligen Kriegsministers – ebenso wie ihre Töchter ihm ins Exil folgen würden, obgleich sie der Irrlehre des Vaters ablehnend gegenüberstanden. Besonders bei den Töchtern habe ich durch viele Jahre bewundern können, mit welchem Takt sie allen Diskussionen auswichen, und nicht geringer war die Toleranz der Eltern gegenüber den Ungläubigen. Zum Glück waren Herzensgüte und Rücksicht der ganzen Familie angeboren.

Mühsam und oft auch lächerlich war die Anpassung der Lebensform an die neue Lehre, vor allem, soweit sie »äußer-



Sir Arthur Evans



ste Einfachheit« forderte. So durfte es natürlich keine Livreen mehr geben; aber die Diener fühlten sich in den bei den besten römischen Schneidern gearbeiteten schwarzen Anzügen ganz wohl, und der englische, sehr vornehme Kutscher Cartwright erst recht in seinem aus London bezogenen Zivil. Er konnte sich nur nie soweit herablassen, mit den *stupid Roman streets* vertraut zu werden. Als ich einmal die älteste Tochter Sophy und ihre Mutter in der wundervollen Barouche der Paschkoffs zu einer Ausstellung begleitete, verfuhr sich Cartwright in einer engen Sackgasse, die Weiterfahren wie Wenden gleich unmöglich machte. Für uns mußte eine Droschke herbeigeholt werden. Wie sich das Ausspannen der Paschkoffschen Pferde und das Wiederflottmachen des Wagens vollzog, habe ich leider nicht miterlebt. Tiere hatten es bei meinen Freunden immer besonders gut gehabt. Jeden Herbst brachte ein Extrazug vom russischen Gestüt des Hauses eine Anzahl wundervoller Pferde nach Rom, wo sie in den Stallungen der Villa Borghese ihrer würdige Winterquartiere bezogen. Im Sommer kehrten sie wiederum im Extrazug in die russische Heimat zurück. Dann verließen auch die Paschkoffs Italien.

Während des Winters hatten sie indessen weitgehend in Rom gewirkt: unter anderm errichteten sie eine Suppenküche für arme Kleinbürger, eine sicher lobenswerte, aber nicht einzig dastehende karitative Tätigkeit. Wesentlich origineller wirkte ihre Haltung gegenüber den zweifellos oft sehr bedauernswerten Droschkengäulen Roms. Traf man irgendwo ein besonders elendes Tier, mühselig sein Gefährt ziehend, so mietete man es – sagen wir für einen Monat. – Es wurde auf eine eigens für diese Tiere gepach-

tete Weide gebracht und genoß dort für Wochen Arbeitslosigkeit, gute Kost, Fürsorge berufsmäßiger Pferdepfleger. Die betreffenden Kutscher waren in diesem »Sanatoriumsaufenthalt« mit eingeschlossen, und ich gäbe etwas drum, hätte ich sie im Verkehr mit den Paschkoffschen Stall- und Pferdeburchen einmal richtig erleben können.

An dem geselligen Treiben der römischen Winter-Saison nahmen die Eltern Paschkoff ebenso wie ihre Töchter nicht teil, sie begnügten sich mit Gastlichkeit gegenüber zumeist russischen und einigen ausländischen Freunden. Alle Türen standen ihnen ihrer Herkunft gemäß offen, was sie nicht im geringsten beeindruckte. So geschah es, daß ich einmal zum Osterfest auf der russischen Botschaft dort in einer Droschke vorfuhr, sehr stolz auf diese Einladung, und vor der Einfahrt Madame Paschkoff mit einer ihrer Töchter auf dem Platz traf. Sie waren natürlich eingeladen, dachten aber nicht daran, an dem Fest teilzunehmen, waren nur gekommen, um sich anzuschauen, wer hier alles auftreten würde.

Von Rom fuhr man alljährlich in die Sommerquartiere nach Salzburg, aber mit einem obligaten Umweg über Paris. Nur dort konnte man die notwendigen neuen Kleider erwerben, und nur bei der seit Jahrzehnten vertrauten Firma Doucet, die allein bereit war, wenn auch sehr widerstrebend, sich dem Willen von Madame Paschkoff zu beugen. Hier gehorchten die Directricen den herrischen Wünschen der alten Frau nach äußerster Einfachheit. Gegen jede bessere Überzeugung gaben sie sogar der Forderung nach, an den unmöglichsten Stellen – selbst bei Abendkleidern – große Taschen anzubringen. Daß solche »Creationen« des weltbekannten Modekünstlers – des Diors sei-

ner Zeit – die Preise seiner sonstigen Schöpfungen weit überschreiten mußten, da er ja mit ihnen seinen guten Ruf aufs Spiel setzte, liegt auf der Hand. Dies waren zwar Meisterwerke aus dem Hause Doucet, indessen schämte man sich ihrer beträchtlich und erholte sich von der Niederlage an den hohen Preisen. Und genau wie Doucet empfand der benachbarte Schuh-Tyrann der Rue de la Paix, der ebenso traurig Bestellungen für schwere, denkbar plumpe »Damen«-Schuhe entgegennehmen mußte. Und sonst gab es natürlich auch in Paris altbekannte Arme, die zu unterstützen eine Freude war, ehe man nach Salzburg weiter zog. Dem Gesetz der Einfachheit und Gleichheit entsprach es, daß die Paschkoffs selbst nicht anders reisten als ihre Bedienung, und daß es den geliebten Haustieren, den Pudeln und einem Äffchen ebenso gut ging wie zu Hause. Die einfachste Lösung war es daher, den in Rom gemieteten Schlafwagen (Rom–Paris–Salzburg) die wenigen Tage in Paris warten zu lassen. Welche Kosten dieser Aufenthalt des an irgendeiner Stelle der Pariser Bahnhofgebiete harrenden Wagens verursachte, habe ich nie erfahren. Aber man kam ausgeruht und befriedigt in Salzburg an; und wie sich Oberst Paschkoff zu all den Gängen seiner Damen – sei es in Mode-Ateliers, sei es auf den Pfaden der Barmherzigkeit – verhielt, weiß ich ebenso wenig.

In Salzburg hatte die Familie sich schon zu Beginn ihres Apostolats, lange bevor ich sie kennenlernte, ein Anwesen gesichert, das ihnen nach den russischen Begriffen wohl winzig klein und sehr bescheiden erschien, in Wahrheit aber ein großes Vermögen gekostet haben mußte. Es umfaßte den schönsten Teil des Johannisberges mit dem prunkvollen gleichnamigen Schloß und seinen weitläu-

figen *Communs*, sowie das kleine »Marketenderschlößchen«, ein Juwel des frühen 18. Jahrhunderts, wie gemacht für arme Verwandte, die etwa aus Rußland zu Besuch kommen konnten. Die Besitzer all dieser Pracht richteten sich selbst in den anspruchslosesten Teilen der »Communs« Zimmer von angemessener Einfachheit ein, nur einen großen Saal im Hauptschloß reservierte sich der Hausherr für seine Gottesdienste, zu denen er Gläubige von weither berufen konnte. Diese und andere Gäste konnten leicht untergebracht werden, denn das ganze große Anwesen war stets reichlich mit Personal versehen. Kam man als Gast am Salzburger Bahnhof an, wußte man nie, ob man von der gesamten Familie in drei großen Landauern abgeholt wurde oder sich selbst eine Droschke suchen mußte, um hinaus zu fahren. Und ebenso ging es bei der Abreise.

Bei meinem letzten Besuch im Sommer 1912 oder 1913 nahm mich zum ersten Male Oberst Paschkoff zu einem längeren Gespräch in seinen Saal. Es dränge ihn, mir von einem wichtigen Erleben zu erzählen. Vor einigen Wochen sei ganz unerwarteterweise der noch immer allmächtige Prokurator des Heiligen Synods, Probdonowzew, zu ihm gekommen, ein alter kranker Mann, und habe ihm etwa Folgendes gesagt: »Wir waren für Jahrzehnte nahe Freunde, bis es mir zur Pflicht wurde, gegen dich vorzugehen. Ich weiß, ich habe dein Leben zerbrochen, und wenn ich noch einmal vor die Wahl gestellt würde, würde ich ebenso handeln müssen, der heiligen Pflicht gehorchend. Doch nun sind wir beide alt geworden, unser Leben geht zu Ende. Da wollte ich dich bitten, nicht im Zorn von mir zu scheiden.« Was sollte ich tun? Ich durfte ihm, der so zu mir ge-

kommen war, nicht mehr zürnen. Wir umarmten einander und blieben noch lang in vertrautem Gespräch beieinander. Dann ist er gegangen, kurze Zeit darauf erfuhr ich von seinem Tode. Es ist ihm gnädig erspart geblieben, den Zusammenbruch all seines Strebens noch zu erleben.«

Der alte Oberst Paschkoff war tief bewegt. Ich konnte ihm jedoch anmerken, daß er unbeirrt bei seiner Mission geblieben sei und seinem ja auch nicht fernen Ende beherzt entgegen sähe. Leider habe ich keinen der Paschkoffs in späterer Zeit je wieder getroffen, habe aber wenigstens erfahren, daß zwei junge Söhne des einzigen Sohnes nach den Vereinigten Staaten entkommen sind und sich dort ein neues Leben geschaffen haben.

Was alle diese disparaten Menschen, von denen kaum einer Römer war, zusammenfaßte, war die beherrschende Persönlichkeit der einzigartigen Stadt. Sie hatte auch den jungen deutschen Kunsthistoriker Dr. Ernst Steinmann nicht wieder losgelassen, und er begründete mit den reichen Mitteln einer freigebigen deutschen Dame, Henriette Hertz, die Bibliotheca Hertziana. Ich verdanke ihm vielseitige Förderung, vor allem Zutritt zu vielen der schwer zugänglichen altrömischen Paläste mit ihren Sammlungen. Bisweilen waren es große Museen wie die Villa Albani. So bin auch ich um die Jahrhundertwende Wahr Römer geworden, wäre es vielleicht auch geblieben, wenn man mich nicht vor neue Aufgaben gestellt hätte.

Meine Tätigkeit als Bonner Privatdozent von 1902 bis 1905 sollte aber einen viel schnelleren Abschluß finden, als ich mir je hätte träumen lassen. Nach sechs Reisejahren, so schön sie gewesen waren, freute ich mich, in der einzigen

deutschen Stadt seßhaft zu werden, die mir schon vertraut war. Und sie wurde dies von Jahr zu Jahr mehr. Man konnte als Privatdozent keinen gütigeren Ordinarius finden als Georg Loeschke, und zweifellos war es ihm zu danken, daß von Anfang an eine kleine Schar seiner besten Schüler sich bei mir zu Vorlesungen und Übungen meldete. Zu Lehren ist ein herrlicher Beruf, und wenn ich noch einmal auf diese Welt käme, würde ich nie einen anderen wählen. Schon im zweiten Jahr erwachsen aus meinen Übungen zwei Doktoranden, und ich rechnete damit, eine lange Reihe von Jahren in Bonn zu bleiben, bis ich später einmal einen Ruf erhielt. Unterdessen ergänzte ich die Lehrtätigkeit durch archäologische Ausflüge mit Studenten in Westdeutschland während der Sommerferien und erhielt auf dem letzten dieser Art im Jahre 1905 ganz überraschend die Ernennung zum Zweiten Sekretar des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen: Erfüllung meiner kühnsten Wünsche.

Das gleiche Jahr hatte mir noch ein kostbares Geschenk beschert. Willy Stauffenberg, der jüngere Sohn der »Tante Marie«, kam zum Abschluß seines medizinischen Studiums nach Bonn und teilte meine Wohnung an der Koblenzer Straße. Er war ein ganz besonderer Mensch. Als Junge hatte er beim Reiten einen schweren Unfall erlitten, der ihm eine unheilbare, sichtliche Verkrümmung des Rückgrates eintrug; für einen jungen, sportlich gesonnenen Menschen ein furchtbares Schicksal, das ihn aber in keiner Weise verbitterte, noch daran hinderte, weiter seiner Liebe zum Reiten zu fröhnen. Während seiner Münchener Jahre pflegte er am frühen Morgen das Pferd seines Bruders zu reiten, um eine Stunde später im medizinischen Kolleg zu

sitzen. Die Verbindung leicht wehmütiger Ironie mit tiefer Herzensgüte und überragender Intelligenz verlieh ihm einen Zauber, dem ich bei keinem anderen je begegnet bin. Unsere gemeinsamen Monate in Bonn schufen eine innige Freundschaft, die in meinem Herzen weiter lebt – trotz seines allzu frühen Endes im Jahre 1917. Was er als Assistent Friedrich von Müllers in München für meine Mutter als Patientin getan hat, wie er sie von seelischen Mühsalen befreite, hätte gewiß kein anderer Arzt vermocht.

In Athen erwartete mich Professor Hans Schrader, führte mich in die Verwaltungsgeschäfte ein und übergab mir auch den Kassenschlüssel. Dörpfeld war noch bei den Ausgrabungen in Pergamon und wurde kaum vor Ende Oktober aus Kleinasien zurückerwartet. Ich besaß von einem längeren Aufenthalt im Jahre 1900/01 zwar eine klare Vorstellung von Athen, hatte auch an einer Inselreise unter Dörpfelds Führung teilgenommen und eine Wanderung mit zwei jungen Kollegen mitgemacht, die uns bis an die damalige Nordgrenze Griechenlands in Thessalien führte. Aber meine Erinnerung an unser Institut war flüchtig und sein Eindruck im allgemeinen unerfreulich. – So überraschte mich Schrader aufs angenehmste mit verschiedenen Neugestaltungen, so auch der meiner Wohnung im zweiten Stock. Alles war aus der Verwahrlosung in schmucke Sauberkeit verwandelt. Immerhin bin ich zunächst doch im Hotel d'Angleterre wohnen geblieben, das ich der mehr prunkvollen Grande Bretagne vorzog, und habe dort die Ankunft meiner Möbel aus Italien abgewartet. Mir blieb ja auch so reichlich genug zu tun – im Institut sowohl wie in der Stadt. Dörpfeld hatte während sei-

ner langen Dienstzeit unsere Beziehungen zu den Griechen wie zu den anderen »fremden« Instituten in vorbildlicher Weise freundschaftlich gestaltet. Hier galt es, seinen Spuren zu folgen – und möglichst rasch Neugriechisch zu lernen.

Für tägliche Sprachstunden war bald ein Lehrer gefunden. Dann besuchte ich zunächst die griechischen Kollegen in der Universität, der Archäologischen Gesellschaft und im Kultusministerium. Überall wurde ich sehr liebenswürdig aufgenommen, nicht minder während der folgenden Tage in den archäologischen Schulen von Frankreich, Amerika, England und Österreich; die italienische war noch im Entstehen begriffen. Auch im Nationalmuseum und dem kleinen Museum auf der Akropolis wurde ich aufs freundlichste begrüßt. Mehrere der Kollegen kannte ich überdies bereits. Neben diesen zahlreichen dienstlichen Pflichten blieb noch reichlich Zeit für Wanderungen und Fahrten in und um Athen in der lichten Klarheit schöner Herbsttage. Es waren strahlende Wochen.

Um diplomatische Besuche brauchte ich mich noch kaum zu kümmern; die Gesandten waren noch im Urlaub daheim, so auch der deutsche Prinz Ratibor und seine ungarische Gemahlin. Sie wohnten zur Miete in einem griechischen Haus, und noch viel später besaß das Deutsche Reich keine eigene Gesandtschaft, während Frankreich und England besonders schöne Gebäude aus der Blütezeit neugriechischer Architektur – der Mitte des 19. Jahrhunderts – erworben hatten, Wahrzeichen der hohen Geltung dieser beiden »Schutzmächte«. König Georg I., der dänische Prinz, residierte im alten Schloß aus der Zeit des Bayernkönigs Otto. Er war seinem evangelischen Glauben treu geblieben

und hatte seine Hofkapelle den Angehörigen der deutschen evangelischen Gemeinde gastlich geöffnet, sogar deutsche Geistliche angestellt und den Hofprediger Honig zum Erzieher seiner Kinder und Enkel ernannt, eine überaus glückliche Wahl. Das katholische Feld beherrschte damals der französische Bischof von Athen.

Auf allen meinen Wegen schallte mir das Lob Dörpfelds entgegen. Er hatte nicht nur unserm Institut eine führende Stellung erworben, sondern auch sonst überall im Sinn internationaler Freundschaft gewirkt. Seine Grabungen auf der Akropolis und im Athener Stadtgebiet waren von grundlegender Bedeutung, und seine Vorträge auf der Burg vereinten jeden Samstag nachmittag ein großes Publikum aller Nationen. Er hatte im Vortrag wie im Schrifttum die Gabe, auch verwickelte Probleme durchsichtig klar zu machen. Bei einem solchen Vortrag hat mich einmal ein britischer Marineoffizier angesprochen: »Ich hörte Sie englisch sprechen«, sagte er, »bitte, helfen Sie mir. Man hat mir geraten, Griechenland nicht zu verlassen, ohne diesen Vortrag gehört zu haben. Er ist gewiß großartig, aber leider verstehe ich kein Wort deutsch.«

Auch in der Deutschen Gesellschaft *Philadelphia*, die wie die meisten ihrer Art nach Bier und deutschem Beefsteak mit Zwiebeln duftete, war Dörpfeld ebenso ein Element der Eintracht wie unter den archäologischen Kollegen aller Länder. Unter diesen datierten die Franzosen mit ihrem Institut am längsten zurück, und die *Ecole Française* mit ihrem großen Garten war bei weitem am schönsten, ihre Direktoren ausnahmslos bedeutende Gelehrte. Zu meiner Zeit herrschte dort ein überaus liebenswürdiger und ebenso

anregender Mann, Maurice Holleaux, Gatte einer reizenden, schönen Frau. Ihre Empfänge überstrahlten alle anderen.

Die Amerikaner waren in ihren schönen *Campus* im Jahre 1882 eingezogen, die Engländer etwas später ins Nachbargelände, vor den Toren Athens. Auch ihre Empfänge und Vorträge hatten einen besonderen intimen Reiz, vor allem seit Bert Hill und Carl Blegen aus den Vereinigten Staaten und Alan Wace aus England dort walteten. Als wir alle unter der Fülle archäologischer Berichte und Vorträge zu seufzen begannen, ersannen jene drei mit echt angelsächsischem Humor die Rettung: die *rag lectures* (etwa Jux-Vorträge) zogen in ihre Institute ein. Aus einem antiken Bronzehelm wurden Lose gezogen, auf denen groteske Vortragstitel verzeichnet waren. Der Besitzer eines solchen Loses mußte dann jeweils eine halbe Stunde über das ihn treffende Thema sprechen – seinen Vortrag überdies den dazu gezeigten, ihn in ihrer Wahl völlig überraschenden Lichtbildern anpassen. Ich erinnere mich noch an eines meiner Themata: »Mädchenschulen am Südpol«, wobei der den Lichtbildapparat bedienende Assistent sinnigerweise mit einer Photographie des Erechtheions begann. Rund vierzig Jahre später erinnerte mich ein Kollege in Oberlin (Ohio) an jene *rag lectures* und bat sich – und unsern Freunden und Studenten – eine solche aus. Daraufhin entstand eine neue Flut jener amüsanten Vorträge.

Das wichtigste Ereignis meines ersten Athener Jahres war im folgenden Frühjahr das Eintreffen der neugewählten jungen Stipendiaten, mit denen wir dann sehr bald die üblichen Führungsreisen begannen. 1906 nahm auch Dörp-

feld daran teil, ebenso Professor Ferdinand Noack aus Berlin. Es ging nach Ostkreta zu den in vollem Schwung befindlichen großartigen englischen Ausgrabungen von Arthur Evans in Knossos, dann zu den italienischen unter Luigi Pernier in Phaistos und Hagia Triada. Auf der Rückfahrt nach Athen geriet unser kümmerlicher Dampfer in heftigen Sturm, die Ladung von schlecht verstauteu Baumstämmen riß sich los, und das Ergebnis war ein erhebliches Leck. Der Kapitän bat Dörpfeld, der halb seekrank auf Deck saß, das Steuerrad zu übernehmen, während er selbst half, den Ballast besser zu verteilen und das Leck so gut wie möglich zu stopfen. Trotz der ihn bedrohenden Seekrankheit fragte Dörpfeld nur ganz gelassen: »Aber wie soll ichs machen? Das müssen Sie mir immerhin sagen, ich habe noch nie am Steuer gestanden.« »'s ist ganz einfach, immer geradeaus und im allgemeinen den Kurs eher ein wenig nach rechts halten«, erwiderte der Kapitän. Und richtig steuerte der große Bauforscher uns gelassen in eine sichere Bucht. Der leckte Dampfer erreichte noch gerade den Hafen des Piräus und sank dann friedlich, nachdem wir alle gelandet waren. Dörpfeld nahm dies alles völlig unbeirrt und gemütsruhig hin.

Unter jenem Stipendiatenjahrgang befanden sich einige, die mir gute Freunde bleiben sollten: der Zürcher Arnold von Salis, der bis vor wenigen Jahren ein führender Schweizer Archäologe war, der geistvolle, leider zu früh verstorbene August Frickenhaus, der sich bei unserer Grabung in Tiryns glänzend bewähren sollte, und der Dresdner Kurt Müller, der mir als Assistent viele Jahre lang wertvollste Hilfe leistete, aus unserer Athener Jugendzeit der liebste. Wohl die schönste unserer Reisen führte uns 1907 wieder

nach Kreta und daran anschließend nach Rhodos, vielleicht die herrlichste der ägäischen Inseln, die wir in glühender Sommerhitze ganz umritten haben, jeder mit einem Korb wundervoller Trauben am Sattelknopf. Kaum wieder in die Stadt Rhodos zurückgekehrt, bin ich an einem leichten Typhus erkrankt, und Kurt Müller blieb bei mir. Er telegraphierte auch dem deutschen Konsul in Smyrna und bat gleichzeitig um Entsendung einer Krankenschwester und einer Kiste Sekt, da wir von der Ansicht ausgingen, daß für eine Rekonvaleszenz dieses Getränk das bei weitem beste sei. Der hilfsbereite Konsul ging daraufhin spornstreichs in das dortige französische Kloster, ließ sich bei der Äbtissin melden – und legte ihr das Telegramm vor. Die ehrwürdige Frau las es mit einigem Befremden – willigte aber nach kurzem Zögern doch ein, eine ihrer Nonnen nach Rhodos hinüber zu schicken – wählte, da ihr der Sekt doch starken Eindruck gemacht hatte, wohl die Älteste ihrer Schar, und so trafen *Scœur Thaïs* – und die Kiste Sekt – mit demselben Schiff auf der Insel ein, und beide taten mir außerordentlich gut. Mit dem treuen Freund Kurt Müller und der sehr tüchtigen und auch menschlich angenehmen Schwester war ich wirklich aufs beste versorgt.

Im darauffolgenden Jahr nahm Kurt Müller dann auch Teil an den Ausgrabungen, die Dörpfeld beim Dorfe Kakovatos, südlich von Olympia an der Westküste des Peloponnes, durchführte. Es handelte sich um drei mykenische Kuppelgräber, und Dörpfeld glaubte, hier das homerische Pylos entdeckt zu haben. So liebenswürdig und geduldig er im übrigen war, so erschwerte doch das eiserne Festhalten an seinen homerischen Theorien den Verkehr

mit ihm beträchtlich. Zu jener Zeit endete die nach Norden führende Eisenbahn in Griechenland an der serbischen Grenze, der Verkehr mit dem übrigen Europa wurde ausschließlich durch Schiffe bewerkstelligt. Diese verkehrten normalerweise einmal in der Woche, landeten am Nachmittag im Hafen des Piräus, um diesen am nächsten Morgen bereits wieder zu verlassen. Post erreichte uns folgerichtig erst am Abend des Ankunftstages; dringende Sachen mußten also bis zum Morgen erledigt werden, sollten sie nicht eine ganze Woche liegen bleiben. Wie oft klopfte es damals nachts an meine Tür. Der sehr aufgeregte und ungehaltene Dörpfeld brachte dann Briefe von seinen Gegnern mit langen, meist sehr heftigen Erörterungen homerischer Fragen, und mit meiner eigenen Arbeit war es dann für Stunden vorbei.

Durch die stetig anwachsende wissenschaftliche Gegnerschaft aus archäologischen Kreisen geriet Dörpfeld unseligerweise in immer tiefere Verbitterung, die auch dazu führte, daß er 1909 vorzeitig seine Pensionierung erbat. Überzeugt, daß mit der Genehmigung seiner Bitte dem Athener Institut schwerer Schaden geschähe, habe ich durchgesetzt, daß er nominell noch im Amte verblieb, aber von fast allen Pflichten entbunden wurde, die ich dann allerdings allein tragen sollte, bis 1912 sein Nachfolger ernannt wurde. Man hat mir in Berlin diese Lösung hoch angerechnet, aber Dörpfeld wäre mir gewiß viel dankbarer gewesen, wenn ich seinen Theorien geglaubt hätte. Er war darin seinem großen Freund Heinrich Schliemann gleich. Dessen Witwe lebte mit ihren zwei Kindern, Agamemnon und Andromache, auch nach ihres Mannes Tod weiter in dem palastähnlichen Hause *Iliou*

melathron (Iliions Heimstätte) in der vornehmsten Straße. Sie spielte dort eine große Rolle – als *veuve glorieuse*, die noch in hohem Alter homerische Gesänge zitierte, als Gründerin und Protektorin eines großen Rotkreuz-Hospitals und als *grande dame* der Gesellschaft.

Athen verdanke ich auch die Freundschaft mit *Anatole France*. Ob mich mein Schwager Heinrich Homberger auf sein Erstlingswerk *Le Crime de Sylvestre Bonnard* hingewiesen hat oder Ludwig Traube, kann ich nicht mehr sagen. Wie auf diesen gemünzt scheint der Ausspruch des Helden, daß es keine spannendere Lektüre gebe als einen Handschriftenkatalog. Jedenfalls war meine Bewunderung für den Meister gallischen Humors alsbald entzündet, und ich las begeistert alle seine Werke, von dem schmalen Bändchen der »parnassischen« Gedichte zu den köstlichen Novellen, dem ergreifenden Florentiner Roman *Le Lys Rouge*, den vier Bänden der *Vie Littéraire* – einer wahren Schatzkammer von Essays und Kritiken. Hier muß auch die feine Definition der Ironie zu finden sein, die mit den Worten beginnt: *L'ironie que j'invoque n'est point amère, elle ne raille ni la beauté ni l'amour, elle est douce et salutaire.*

Natürlich sehnte ich mich, den Meister kennenzulernen, und als ich ihn mit seiner »Egeria«, Madame Armand de Caillavet, eines Tages im Athener Nationalmuseum erkannte, war mein Plan rasch gefaßt: Ich kaufte bei einem der mir bekannten Antikenhändler eine attische Schale des 5. Jahrhunderts, füllte sie mit Veilchen, ließ sie vom Oberkellner im Hotel Grande Bretagne, wo das sonderbare Paar wohnte, auf ihren Tisch im Speisesaal stellen und setzte mich dann selbst erwartungsvoll an einen benachbarten. Kaum war das Paar zum Essen erschienen und

hatte die Schale bemerkt, so folgte ein kurzes Frage- und Antwortspiel mit dem bedienenden Kellner; dann erhoben sich die beiden, kamen, sichtlich erfreut, zu mir herüber und holten mich an ihren Tisch. Wie bald wurden wir vertraut miteinander! Diese erste Begegnung muß um Ostern 1908 stattgefunden haben. Ein paar Tage später lud ich sie zum Frühstück, nur das Paar und zwei schöne Frauen: Sophia Schliemann und Lady Law, die griechische Gattin eines anglo-indischen Ministers, und nach einer weiteren Woche häufigen Zusammenseins fuhren das Paar und ich im Auto nach Delphi. Madame Lamspa, die französische Gattin des Hotelbesitzers, hatte uns die größte Gänseleberpastete aus ihrer Küche mitgegeben, die ich je gesehen habe.

Madame de Caillavet war freilich eine gewisse Belastung, aber die steinigen Pfade von Delphi behagten ihr so wenig, daß sie mit ihrer Jungfer zumeist im Gasthof verblieb. Von meiner Mutter hatte ich inzwischen erfahren, daß sie eine reiche Wiener Jüdin sei, die einen französischen Gutsbesitzer geheiratet und sich außerdem Anatole Frances bemächtigt habe. In ihrem Stadtquartier in Paris müsse er täglich zum Lunch erscheinen und danach in »seinem« Zimmer daselbst stundenlang an seinen Werken schreiben. Sie hatte also zweifellos Verdienste um ihn, der ohne solchen Druck vielleicht einige seiner Werke nicht geschrieben hätte, da er eher zu Indolenz neigte und sein Leben auch ohne »Arbeit« durchaus befriedigend gestalten konnte.

Anatole France, der von Delphi hell begeistert war, sprach über »Madame Armand« immer nur in reizender Weise, war besorgt um ihre Gesundheit, sammelte Blumen und

bunte Steine für sie in den Ruinen, fürsorglich wie ein liebender Gatte. Ich bin den beiden noch einmal in Rom begegnet, und als ich ein kleines Diner für sie gab, zog Madame Armand de Cavaillet plötzlich ein zerknittertes Telegramm aus der Tasche und sagte mir, ihr Mann habe es ihr gerade aus Paris gesandt, worauf sie mir befahl, es vorzulesen: *Heureux de vous savoir avec votre grand homme. Armand.* Eine amtliche Legitimation! Ich hielt Anatole Frances Beziehungen zu ihr für eine Mischung ritterlicher Geduld und Resten einer ehemals zweifellos wirklichen Liebe. Als sie bald nach jenem Diner starb, war ich überzeugt, er würde erlöst aufatmen. Aber als ich ihn einige Monate später in seiner an Kunstschätzen reichen Villa in Paris wiedersah, konnte ich an seiner aufrichtigen Trauer nicht länger zweifeln, so undenkbar sie mir erschienen war. Er sagte mir gleich nach der ersten Begrüßung: *Vous voyez un homme anéanti, j'ai perdu une femme adorable qui vous aimait bien.* Ich besitze noch einige seiner Werke mit schönen Widmungen wie: *A Georges Karo, harmonieusement associé dans mon esprit aux plus belles choses du monde,* und gedenke seiner in dankbarer Freundschaft.

Von 1910 ab habe ich mit jüngeren Fachgenossen Schliemanns mykenisches Ausgrabungswerk in *Tiryns*, der kleineren Burg an der Bucht von Nauplia, fortgeführt, mit besonders reichen Funden an Fresken, die zu veröffentlichen noch vor Kriegsbeginn gelang. Für die Leitung der Arbeiten gewannen wir wieder den alten Angelis Kosmopoulos, der schon jahrzehntelang der deutschen Archäologie gedient hatte und in der alten »albanischen« Tracht aus seinem Dorfe im arkadischen Gebirge zu uns herab-



Anatole France
Nach einem Gemälde von Eugène Carrière



stieg. Bis tief in den Ersten Weltkrieg hinein haben wir in Tiryns arbeiten können. Erst 1916 zwang uns der französische Oberkommandierende, Admiral Dartige du Fournet, Griechenland mit den Gesandtschaften der Mittelmächte zu verlassen, sehr gegen den Willen des Königshauses.

König Georg I. hatte eine Tradition begründet, die seine Nachfolger weiterführen sollten: Die Leiter der ausländischen archäologischen Institute wurden gemäß deren besonderer Bedeutung für Griechenland bei allen diplomatischen Einladungen einbegriffen, sowohl bei den alljährlichen Dinners für jede einzelne Macht wie bei außergewöhnlichen Festen, z. B. dem Staatsbesuch des letzten Königs von Italien. Hinzu kamen für mich – vielleicht weil ich Landsmann der Kronprinzessin und späteren Königin Sophie, der Schwester des Kaisers war – die Empfänge des Kronprinzen Konstantin und späteren Königs und seiner Gemahlin. Ganz abgesehen von allem übrigen war es eigentlich ein »Mangel«, der mich mit der Kronprinzessin von meinen frühesten Athener Zeiten her verband: In der Gesellschaft wurde sehr viel Bridge gespielt, sie spielte nicht, während ihr Gemahl es gern tat – und ich habe nie Bridge gelernt in der Voraussicht, es nie gut zu spielen, aber dauernd Lückenbüßer sein zu müssen – um nach jeder Partie ernsthaft getadelt zu werden. So waren die Kronprinzessin und ich die einzigen, die sich nicht um die Bridgetische scharten – und jeder Gastgeber war sich dieser Tatsache bewußt und beruhigt bei dem Gedanken, daß wir beide uns ja gut miteinander unterhalten könnten.

Eine besonders freundliche Geste des Königshauses war es auch, daß der Königliche Garten jedermann offen stand.

Kein Gatter, kein Tor versperrte den Eingang zu dem mit schönsten Bäumen und Sträuchern bepflanzten Park. Ich erinnere mich noch der Frühlingsnächte, wenn man, von einem Empfang zurückkehrend, den Königlichen Garten durchwanderte – aus einem ganz einzigartigen Grund: aus Gebüsch und Hecken erscholl dort der Gesang der Nachtigallen, so wunderbar schön, wie ich ihn nie wieder in der Welt gehört habe.

Das Kronprinzenpaar wohnte unmittelbar an dem köstlichen Park in dem für es erbauten Palais an der *Odos Regilis*. Es ist auch nach dem Tode König Georgs I. nicht in das große Palais übergesiedelt, das dann als Parlamentsgebäude benutzt wurde. Im Sommer lebte es in dem Landschlößchen von Tatoi, am Waldrand, unfern von Kephissia. Die ganzen Lebensformen waren denkbar einfach, die ausgeübte Gastlichkeit groß und herzlich. Bei meinen Besuchen in Tatoi pflegten auch die Kinder zu erscheinen, die darauf brannten, neuestes von den jeweiligen Ausgrabungen zu hören. Eine besondere Freude war es für mich, wenn sich die Kronprinzessin zum Tee bei mir anbot, und, abgesehen von solcher Freude, hatten ihre Besuche jedesmal eine ungemein nützliche Folge: in meinen Zimmern im Institut wurde – ihr zu Ehren – aufgeräumt, besonders auf meinen verschiedenen Schreibtischen. Sonst verfolgte ich mehr das Prinzip, wenn *ein* Schreibtisch zu voll und überladen war, zum *nächsten* überzusiedeln, und es standen mir in weiser Voraussicht eine ganze Reihe dieser nützlichen Möbel zur Verfügung. Aber, wie gesagt, für den Hohen Gast gelangte ich beim Ordnung machen überall bis auf den gewachsenen Boden. Zufällig besitze ich noch Photos jener ungewohnten Pracht.

Ich glaube, es hat gar nicht sehr viele Fürstenhäuser in unserer Zeit gegeben, wo eine so starke persönliche Bindung zwischen den »Hohen Herrschaften« und gewöhnlichen Sterblichen bestand. Gemeinsame Interessen schein mir auch hier das alles umfassende Band. Und natürlich galt unsere – der Archäologen – Arbeit der griechischen Erde, den größten Leistungen des Landes auf künstlerischem Gebiet, so recht eigentlich der Ehre und dem Ruhm Griechenlands.

Anfang April 1911 wurde ich durch ein kaiserliches Telegramm nach Korfu gerufen und landete dort an einem späteren Nachmittag. Ich glaubte, für den Rest des Tages frei zu sein, gab mein Gepäck uneröffnet im Gasthof ab und fuhr zur Ausgrabung der Tempelruine. Allerdings waren weder Dörpfeld noch irgend jemand vom Achilleion dort, aber mein alter Freund Angelis Kosmopoulos leitete die Arbeiter und zeigte mir die recht spärlichen neuen Funde. Da erschien, hoch zu Rad, in Eile und Aufregung der mir wohlbekannte deutsche Konsul Staehelin und meldete, er habe mich überall gesucht, ich sei zum Diner im Achilleion eingeladen und hätte nicht mehr viel Zeit, bis der Hofwagen käme; leider sei gerade heute kein Auto zur Verfügung. Ich bat ihn, mir sein Rad zu leihen und sauste los.

Im Hotel erwartete mich mein verschlossener Koffer. Ich war gerade dabei, seinen Inhalt aufs Bett zu schütten, als die Türe aufgerissen wurde, und Herr X ... von unserer Athener Gesandtschaft hereinstürzte. Auch er in großer Aufregung. Er war schon vor mir eingetroffen, nun in voller Pracht mit Ordensschmuck, und bestürmte mich, endlich

fertig zu werden, der Wagen müsse bald da sein. Seine Stimmung konnte ich gut verstehen: Er hatte zur Begleitung des Kaiserpaares auf dessen Fahrt ins Heilige Land gehört, konnte damals auf rasche Beförderung hoffen, war dann aber in Athen als deutsches Mitglied der Finanzkontrolle hängen geblieben, und sah nun in Korfu die beste Aussicht auf erneute Aufmerksamkeit des Kaisers – oder auch auf Ungnade, wenn wir zum Essen zu spät kamen. Ich eilte mich, so gut ich konnte, von den Tücken der Objekte dauernd gehemmt. Der Wagen wurde gemeldet, während ich in Frackhosen und Lackschuhen die Knöpfe für mein Hemd suchte. Schließlich stürzte ich, den Rest meiner Kleidung sowie drei weiße Binden zur Auswahl über dem Arm, in den offenen Wagen – unter den höchst interessierten Blicken einer wachsenden Gruppe junger Korfioten und verzweifelten Protesten meines Fahrtgenossen. *Meine* Proteste, daß ich alles auf mich nehmen wolle, mich aber fertig anziehen und meine Krawatte trotz dem dahinholpernden Landauer anständig binden müsse, verhallten ungehört. Ruhe trat erst am Ende der Fahrt ein, als der Kaiser, der uns vor dem Tore des Schlosses erwartete, auf meine Entschuldigungen gütig antwortete: »Was konnten Sie besseres tun als gleich zur Grabung zu fahren?« Wenigstens konnte ich im raschen Vorbeigehen an einem der großen Wandspiegel erkennen, daß meine mühsam geknüpften – dritten – Krawatte anständig saß. Dann befand ich mich plötzlich neben dem Kaiser an der Tafel, während unser Athener Gesandter und mein Weggenosse rechts und links von der Kaiserin saßen. Der Platz neben Seiner Majestät war ehrenvoll, aber nicht ganz einfach. Während er sprach, durfte man natürlich

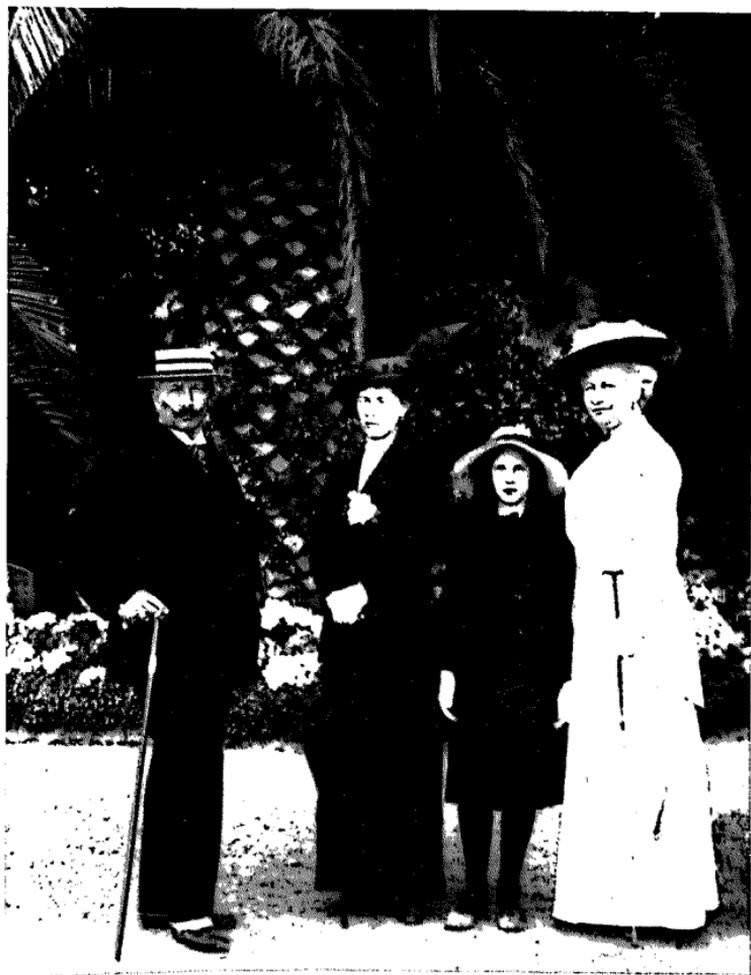
nur respektvoll zuhören. Er selbst aß sehr wenig und erstaunlich rasch und sprach sehr lebhaft. Ich mußte mit Überlegung antworten und kam so kaum zum essen. Aß ich nicht, so fragte er freundlich nach dem Grunde, den ich ihm doch nicht gut mitteilen konnte. Indessen war nur dieses erste Diner bei Hofe schwierig, ich sollte den nötigen Rhythmus bald lernen. Und neben der Kaiserin zu sitzen, war dank ihrer rücksichtsvollen Güte eine reine Erholung. Ich hatte das Achilleion schon einmal besichtigt, ehe es der Kaiser aus dem Nachlaß der Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn gekauft hatte. Nicht sie, sondern ihr Berater, der sonst so treffliche Baron Warsberg und seine Zeit – die achtziger Jahre – waren wohl für manche Geschmacklosigkeit verantwortlich, z. B. für die Beleuchtung des Speisesaales: große Stuckreliefs mit Putten, die Traubengirlanden hielten, wo man Glühbirnen in die Beeren eingefügt hatte. Erst einige Tage später erfuhr ich, daß der Kaiser ebenso wie ich über solche Verirrungen dachte, aber mit Rücksicht auf das Andenken der unglücklichen Kaiserin Elisabeth zunächst aus Pietät nichts ändern mochte. Unfaßliche Verletzung guten Geschmackes wies auch das große Wandgemälde des Achilleus auf, der die Leiche des Hektor hinter seinem Wagen um die Mauern Trojas schleift. Dies hat der Kaiser nie entfernen lassen. Bloß die öden Fresken einer Gartenhalle sind schließlich auf seinen Wunsch durch meinen österreichischen Kollegen, den Architekten Wilberg, in sehr geschmackvoller Weise ersetzt worden. Wie gut es die Angestellten im Achilleion hatten, habe ich noch mitten im Ersten Weltkrieg 1916 erfahren, als ich das leere Schloß besuchte. Die griechischen Diener brachten mir einen rie-

sigen Strauß von Blumen aus dem Garten und ließen mich versprechen, sie dem Kaiser zu bringen: »Du mußt ihm sagen, daß er immer noch unser Herr ist, an dem wir hängen«. Der Gärtner, der Jahr für Jahr seinen Stolz darein gesetzt hatte, daß in den beiden Frühjahrsmonaten, der Zeit des kaiserlichen Besuches auf Korfu, die Anlagen in voller blühender Pracht standen, erzählte mir: »Jedesmal ließ sich am Tage nach ihrer Ankunft die Kaiserin zwei Stunden lang von mir durch den ganzen Garten zum Strande hinunter und wieder steil hinauf führen, und alles mußte ich ihr genau erklären«. Ich wußte von der Kaiserin selbst, wie anstrengend diese Führungen für sie waren, »aber das konnte ich dem guten Mann natürlich nicht verraten«. Von ihrem gütigen Denken für andere hatte ich schon wenige Tage nach meiner Ankunft in Korfu einen bezeichnenden Beweis. Ich saß beim Diner neben ihr und litt damals an einem trockenen Husten, der aber mit Erkältung nichts zu tun hatte. Sie erkundigte sich danach und meinte, sie habe ein gutes Mittel dagegen. Dann war nicht mehr die Rede davon, und ich hatte die Sache ganz vergessen, als spät abends ein kaiserliches Auto zu meinem Hotel kam und mir ein Schächtelchen mit jenem Mittel gebracht wurde. Tags darauf sagte mir die Hofdame, ich möchte doch, wenn irgend möglich, nicht alle Pillen verbrauchen, es seien die letzten der Kaiserin und sie wären in Korfu nicht zu haben.

Doch zurück zu jenem ersten Diner. Der Kaiser saß zwischen Dörpfeld und mir und brachte die Rede bald auf dessen homerische Theorien, an die er fest glaubte. Er wußte, daß ich die Auffassung, die großartigen Epen seien als historische Quelle zu werten, nicht teilte, und kam

während der folgenden Wochen immer wieder darauf zurück. Dieser Gegensatz der Meinungen war bei meinen Besuchen in Korfu stets der schwierigste Teil sonst so schöner Tage: Es war natürlich meine Pflicht, gerade meinem kaiserlichen Herrn gegenüber aufrichtig zu sein, und er erkannte das sehr gütig an, hoffte aber immer noch, mich zu überzeugen. Einmal meinte er, zu seinem Gefolge gewandt: »Der Karo lächelt so freundlich, denkt sich aber: *Der* versteht doch nichts davon.« Wirklich hatte ich das gedacht. Überhaupt nahm der Kaiser Widerspruch in wissenschaftlichen Dingen sehr freundlich an. Einmal erwähnte er eine eben erschienene, wenig bekannte Fachschrift. Als ich mein Erstaunen zeigte, daß er sie schon gelesen habe, sagte er lachend: »Sie trauen mir wirklich viel zu. Bei meinen Verpflichtungen komme ich wenig zum Lesen, vielleicht zweihundert Stunden im ganzen Jahr. Ich helfe mir, indem ich mir über Dinge, die mich interessieren, von den besten Kennern Vortrag halten lasse.« Sein phänomenales Gedächtnis unterstützte ihn dabei ebenso wie die große Lebhaftigkeit seines Geistes. Ich kann davon zeugen, denn in Korfu pflegte er, zwei Stunden nach Beginn der Grabung, gegen acht Uhr morgens zu erscheinen, blieb bis zur Mittagspause, nahm Dörpfeld und mich zum Lunch auf die im Hafen liegende Kaiserjacht *Hohenzollern* mit und traf nach einer ausgiebigen Siesta gegen vier Uhr wieder auf zwei Stunden bei der Grabung ein. So kann ich sagen, daß er bei jeder der drei Kampagnen, an denen ich teilgenommen habe, ungezählte Stunden mit mir allein oder im kleinsten Kreise sprach, und ich kann mich weder langweiliger noch gar unerfreulicher Gespräche erinnern. Im Gegenteil, nachdem ein

sehr angesehenen Professor der Archäologie bei einem Besuch der Ausgrabung dem Kaiser erklärt hatte, er sei jetzt von der Richtigkeit Dörpfeldscher Homertheorien überzeugt, meinte der Kaiser hinterher zu mir: »Da ist mir Ihr Widerspruch doch viel lieber.« Abends waren Dörpfeld und ich fast immer zum Diner »befohlen«, entweder allein oder mit anderen Gästen, vor allem Mitgliedern der griechischen Königsfamilie oder deutschen und ausländischen Diplomaten. An sich schon war die Zahl am Tisch stets groß; zu den beiden Hofdamen, der Kaiserin und ihrer einzigen Tochter, der jungen Prinzessin Viktoria Louise, gesellte sich ein ganzer Stab des Kaisers, u. a. der Hofmarschall Graf Platen und der Chef des Zivilkabinetts von Berg, der für mich besonders wichtig werden sollte. Jedenfalls fehlte es im Achilleion selten an interessanten Gesprächen. Ich gedenke noch längerer Erinnerungen des Kaisers sowohl an die Königin Victoria, die er als Großmutter und bedeutende Frau verehrte, wie an seinen Onkel Edward VII., den er gar nicht leiden konnte. Der Kaiser geißelte seine Spielleidenschaft. Wie fremd sie ihm war, zeigt seine harmlose Bemerkung, bei Spielabenden mit dem Prinzen von Wales sei es oft um eine so hohe Summe wie »zehn Pfund Sterling« gegangen. Auch mit der Witwe Edwards VII., der Schwester des damaligen Königs von Griechenland, Georg I., bestanden gespannte Beziehungen. Sie war gerade mit ihrer Jacht *Victoria and Albert* auch in Korfu, und neben diesem schönen schlanken Schiff nahm sich die *Hohenzollern* schwerfällig aus. Ihr Bruder hatte immerhin, trotz recht kühler Beziehungen, dem Kaiserpaar und seinem Gefolge ein Frühstück im Park von Monrepos gegeben, das ein Musterbeispiel be-



Korfu, Achilleion
Wilhelm II., Königin Sophie und Prinzessin
Helene von Griechenland, Auguste Viktoria





*Kaiserliche Grabung auf Korfu 1911
Im Vordergrund von links nach rechts:
König Konstantin von Griechenland,
Wilhelm II., Wilhelm Dörpfeld*



scheidener Eleganz gegenüber dem Prunk der kaiserlichen Hofhaltung war. Unter alten Bäumen war die ländlich-schlichte lange Tafel völlig mit duftenden Glyzinen bedeckt, auf denen die ebenso einfachen Gedecke und Gläser standen. Wer den freundlich-ironischen Gastgeber kannte, konnte sich vorstellen, wie ihn diese Ausstattung amüsiert haben mag. Er war in seiner betonten Einfachheit stets ein ganz großer Herr und stach darin von der oft lärmenden Art seines kaiserlichen Gastes ebenso ab wie seine »kleine« Admiralsuniform von dem etwas lauten Zivil des Kaisers und seinem steifen Strohhut städtischen Typus'.

Die erste Kampagne auf Korfu war der Ruine des Artemis-Tempels gewidmet. Sie spielte sich ganz im grellen südlichen Sonnenglanz ab und war daher für Laien ziemlich qualvoll. Die Kaiserin nahm diese Qual geduldig auf sich, weil ihr das brennende Interesse des Kaisers große Freude bereitete. Die junge Prinzessin und das Gefolge litten freudlos unter der Hitze, um so mehr, da die Grabung so wenige Brocken der Tempelgiebel lieferte. Die großartigen Reliefs des Ostgiebels waren schon vor der Ankunft des Kaiserpaares von einem jungen griechischen Ephoros freigelegt worden. Es stellte sich nun heraus, daß sie die letzten Teile des Tempels waren, welche die Venezianer im 17. Jahrhundert in ihre Bastion verbaut oder zu Kalk verbrannt hatten. Näheres darüber ist von Rodenwaldt und Dörpfeld im großen Kerkyra-Werk vorbildlich dargelegt worden, ich brauche hier nicht darauf einzugehen.

Im Frühling 1912 wurde die Grabung nach des Kaisers Ankunft zu den seit Jahrzehnten bekannten Tempelruinen im Park von Monrepos selbst verlegt, wo sie kaum mehr

neue Ergebnisse lieferte als im Jahre vorher, für die Zuschauer aber sehr viel erträglicher war. Immer wieder habe ich dabei die unbeirrte Begeisterung des Kaisers für diese Arbeit bewundert, die für ihn doch sehr enttäuschend sein mußte. Bezeichnend war auch, wie er es ganz selbstverständlich fand, daß sämtliche Funde im Museum von Korfu verblieben. Kurz, man konnte eine archäologische Unternehmung nicht ernster und wissenschaftlicher ansehen.

Die dritte Kampagne glich der zweiten, leider auch in der Dürftigkeit der Funde. Durch den im Herbst 1912 ausgebrochenen Balkankrieg, der bis in den Sommer 1913 fort dauerte, war der Kaiser verhindert, nach Korfu zu kommen. Dörpfeld grub dort allein. Als das Kaiserpaar Mitte März 1914 zu seinem letzten Aufenthalt im Achilleion eintraf und die Grabungen bis in den Mai hinein währten, waren sie überstrahlt von einer Popularität des Kaisers in ganz Griechenland, wie ich ähnliches in meiner Erfahrung hellenischer Dankbarkeit nie erlebt habe.

1912 sollte für Griechenland und die gesamte Balkanhalbinsel ein epochales Jahr werden, so wenig man das im Frühling ahnte. Die korfiotischen Ausgrabungen im Park von Monrepos waren ohne nennenswerten Erfolg, aber auch ohne Zwischenfälle verlaufen. Das Kaiserpaar nahm Abschied von König Georg I., den es nicht mehr wiedersehen sollte. Denn ein nie ganz aufgeklärtes Attentat machte seinem besonnenen, selbstlosen Wirken für Griechenland 1913 nach fast fünfzigjähriger Regierungszeit ein Ende. Kurz darauf kam es zum Krieg zwischen der Türkei und Griechenland. Der kurze siegreiche Feldzug unter Führung des noch jungen Griechenkönigs Konstantin brachte ihm den Besitz des wichtigsten Teiles von

Makedonien mit der Hauptstadt Saloniki. Und als darauf die verbündeten Balkanländer Bulgarien und Rumänien sich entzweiten und bekämpften, war es im wesentlichen auf das Wirken des Deutschen Kaisers zurückzuführen, daß beim Friedensschluß von 1913 die endgültige politische Regelung gefunden wurde. Die eroberten Provinzen mit ihrem altberühmten sogenannten »ägyptischen« Tabak auf dem makedonischen Gebiet gehörten nun definitiv zu Griechenland. Der Kaiser selbst hat mir 1914 Näheres darüber erzählt, als er auf Korfu die letzte Grabungskampagne aufnahm. Natürlich habe er von der besonderen Bedeutung jener makedonischen Provinzen nichts gewußt, aber seine Schwester, Königin Sophie von Griechenland, habe sie ihm erklärt, und er habe sich gefreut, Tino – wie König Konstantin im Familienkreise hieß – zu helfen. Auf die Kriegszeiten war nunmehr für Griechenland eine Zeit äußeren und inneren Friedens gefolgt; auch der langjährige Widerstand des Feindes der Dynastie, des kretischen Staatsmannes Eleutherios Venizelos, schien nachzulassen.

Wie schon erwähnt, hatten auf Korfu während der Balkankriege die Spaten geruht, nicht aber das Interesse der Kaiserin für die Vorgänge in Griechenland. So hatte sie der Königin Sophie für ihre Lazarette eine Gruppe deutscher Rotkreuzschwestern unter Leitung zweier Stabsärzte geschickt. Sie arbeiteten im größten Athener Hospital, nicht immer ohne Schwierigkeiten. Seit der letzten Reorganisation des griechischen Sanitätswesens war dessen Chef ein französischer General. Eine amerikanische Oberschwester war der Königin warm empfohlen worden; sie zeigte sich indessen des in sie gesetzten Vertrauens nicht

recht würdig, und es kam zu unerfreulichen Auseinandersetzungen zwischen dem französischen General und der Oberschwester. Auf Wunsch der Königin spielte ich die Rolle des Dolmetschers bei diesen Verhandlungen, da keiner der beiden Hauptbeteiligten die Sprache des andern verstand. Und ich waltete meines Amtes vor allem darin, daß ich die jeweiligen Ausfälle der beiden Gegner in etwas milderer Formen wiedergab.

Erfreulicherweise konnte ich der Königin in anderer Form wirklich helfen. In unserm Athener Archäologischen Institut stand, durch Dörpfelds Pensionierung, seit 1910 ein großes Stockwerk leer; sein Nachfolger, Baurat Knackfuß, sollte es erst 1914 beziehen. So konnte ich es der Königin als kleines Lazarett für verwundete griechische Offiziere anbieten mitsamt einer Gruppe von geprüften Krankenschwestern aus meinem Freundeskreis. Darunter waren eine deutsche Johanniterin und vier junge Italienerinnen, die sich bereits bei dem furchtbaren Erdbeben von Messina im Jahre 1909 und bei der Cholera-Epidemie in Calabrien 1910 pflegerisch besonders bewährt hatten. Die Atmosphäre unseres Institutslazaretts war denkbar friedlich und »erholsam«, und wir hatten dank der ärztlichen Leitung zweier führender Athener Professoren auch tatsächlich keinen einzigen Todesfall.

Der Zeit weit vorausgreifend möchte ich hier einflechten, daß mich noch heute nahe Freundschaft mit den »Kriegsschwestern« verbindet, besonders mit der damaligen Gräfin Nerina Gigliucci, späteren Marchesa Medici, in deren Landsitz in der Brianza meine Frau und ich seit unserer Rückkehr von Amerika alljährlich beglückende Sommerwochen verleben können.

Noch eine kurze Rückkehr nach Korfu sei mir erlaubt: Naturgemäß war infolge seines Eingreifens in die makedonischen Friedensschlußwirren die Popularität des Kaisers und damit auch Deutschlands in jenen zwei letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg außerordentlich gestiegen. Für die geplante Grabungskampagne von 1914 hatten griechische Kreise unter der Ägide der Königin eine wunderbare Überraschung geplant. Ein eigens von Athen entsandtes Schiff sollte zu einer besonderen Ehrung des Kaiserpaars nach Korfu kommen. Wochenlang hatten schöne attische Mädchen der Gesellschaft in den kostbaren ererbten Trachten ihrer Vorfahren Tänze eingeübt, und das ganze sollte bis zum letzten Augenblick ein Geheimnis bleiben, das auch wirklich von niemandem verraten wurde. Als einziger Deutscher war ich eingeweiht. Die Königin wünschte, daß ich zur Generalprobe von Korfu nach Athen herüberkäme und dann auf dem Dampfer mit ihr und der jungen Schar nach der Insel zurückkehre. Da die dortigen Grabungen zu jener Zeit auch an Kleinfunden sehr wenig ergaben, hatten Dörpfeld, der alte Angelis und ich selbst relativ wenig zu tun. So war es mir ein leichtes, den Kaiser davon zu überzeugen, daß die Erledigung einiger dringender Institutspflichten meine Anwesenheit in Athen für kurze Zeit heischte. Er gewährte mir diesen von ihm erbetenen Urlaub sehr gnädig: »Sie können bei der Gelegenheit auch gleich über die Stiftung neuer Grundstücke für Neubauten Ihres Institutes und der Deutschen Schule mit dem griechischen Ministerpräsidenten verhandeln. Ich weiß, Sie haben seit Dörpfelds Pensionierung die ganze Verantwortung für Ihr Institut allein getragen; eine beträchtliche Last. Darum freue ich mich, Ihnen hier bisher

doch einige geruhsame Ferienwochen verschafft zu haben.« Er konnte wirklich nicht ahnen, wieviel anstrengender für mich Hofdienst war als jene von ihm erwähnte »Last«. In Athen war alles aufs beste vorbereitet, die Tänze vortrefflich eingeübt. Bei herrlichem Frühlingswetter liefen wir vor Korfu ein. Tags darauf sollte das Fest auf einem besonders malerischen Hügelgelände hoch über dem Achilleion stattfinden. Die größte Schwierigkeit bot es natürlich, die Scharen der jungen Teilnehmer noch verborgen zu halten. Und ebenso wurde es dann nicht viel leichter, am Nachmittag des großen Tages, die ganze Hofgesellschaft unter irgendwelchen seltsamen Vorwänden von der Grabung wegzulocken. Besonders der Kaiser selbst war schwer zu bewegen, das Feld seiner Tätigkeit zu verlassen. Aber kaum war ihm klar geworden, um was es sich handle, übertraf seine Begeisterung die aller andern. Unter der strahlenden Sonne verlief das Fest zauberhaft schön; es währte bis in den Abend hinein, als man in den Garten des Achilleion übergesiedelt war. Der Kaiser war von den Tänzen und dem Anblick der jungen trachtengeschmückten Menschen so entzückt, daß er bat, man möge die Vorführung am nächsten Vormittag wiederholen. Die stets rücksichtsvolle Kaiserin meinte zwar, die armen Mädchen würden doch müde sein, aber er ließ nicht nach, und so erlebten wir eine Wiederholung des einzigartigen Schauspiels, ehe die *Hohenzollern* gegen Mittag Korfu verließ – um nie wieder dorthin zurückzukehren.

Doch zurück zu dem unseligen Sommer des Kriegsausbruches. Ich erlebte ihn im Urlaub in Igls bei Innsbruck und »eilte« in mehrtägiger Fahrt auf Bummelzügen nach

Berlin, erbat dort bei meiner Behörde, dem Auswärtigen Amt, von dem Unterstaatssekretär von Bülow weitere Befehle. Wie ich erwartet hatte, sollte ich auf meinen Posten in Athen zurückkehren und als diplomatischer Kurier des Amtes wie der Griechischen Gesandtschaft in Berlin zwei riesige Depeschensäcke mitnehmen. Ich erreichte Brindisi gerade noch rechtzeitig, um mich auf dem griechischen Postdampfer einzuschiffen und konnte meine Depeschen sofort dem Kapitän anvertrauen. Um ein Haar wären indessen weder sie noch ich damals in Athen gelandet. Am nächsten Tag, im Morgengrauen, hielt uns unweit von Santa Quaranta ein französischer Kreuzer an, um uns zu kontrollieren. Und während ich von meinem Bett aus durch die Luke die Feinde an Bord klettern sah, stürzte plötzlich unser Kapitän in meine Kabine. Ich solle ruhig liegen bleiben, keinesfalls die Kabine verlassen, er werde alles in Ordnung bringen. Und wirklich kehrten nach einiger Zeit die Franzosen zu ihrem Kreuzer zurück – und gaben uns das Signal für die Weiterfahrt. Und wieder erschien der Kapitän bei mir, diesmal triumphierend. Er habe im Bordregister meinen Namen in das griechische Karopoulos verwandelt und den französischen Kontroll-offizier gebeten, zu mir in die Kabine zu gehen, wenn er Näheres über diesen seinen griechischen Landsmann erfahren wolle. Allerdings schiene ich recht krank zu sein, wäre am ganzen Körper mit kleinen roten Flecken bedeckt und habe offenbar hohes Fieber. Darauf wandte sich jener hastig ab: *Ah non, si vous croyez que je vais attraper la scarlatine pour votre Karopoulos...* Ich war gerettet und gebührend dankbar. Als ich wieder an Deck erschien, überraschten mich die ironischen Gesichter der Besatzung.

Der Kapitän hatte erzählt, ich hätte ihm für den Fall meiner Verhaftung eine große Summe zugesteckt, damit er meinen Dackel, meinen treuen Reisegeossen, in Athen auf unserer Gesandtschaft abgäbe. So völlig von Sinnen sei ich vor Angst und Schreck gewesen, daß ich nur an den Hund gedacht hätte.

Als Nachtrag zu des Kaisers Grabungen auf Korfu kann folgende Episode aus dem Ersten Weltkrieg hier Platz finden. Ein paar Tage bevor ich im März 1917 von Berlin nach Istanbul fahren sollte, um meinen Dienst in Kleinasien anzutreten, bat mich Geheimrat Bode, ihn aufzusuchen. Es paßte mir in jenen überbesetzten letzten Tagen in Berlin sehr schlecht, aber er hatte in seinem Anruf betont, daß es sich um eine sehr wichtige Angelegenheit handle. Ich hatte den großen Gelehrten und Museumsman Mann bei einem Besuch in Athen, wenige Jahre zuvor, führen dürfen und einen sehr imponierenden Eindruck seiner Persönlichkeit erhalten. Er nahm mich jetzt sehr freundlich auf und kam gleich zur Sache, deren bestürzende Wichtigkeit mir auch nach Jahrzehnten seine Worte noch ins Gedächtnis zurückruft: »Ich habe Ihnen im Auftrag des Kaisers folgendes zu sagen: Wir haben den Türken seit Kriegsbeginn hundert Millionen in Gold vorgeschossen, die sie uns nie zurückzahlen werden. S. M. ist der Ansicht, daß wir dafür in anderer Weise entschädigt werden müssen, und zwar indem uns die berühmten Sarkophage von Sidon aus dem Museum in Istanbul für das Berliner Museum abgetreten werden. Diese ganz geheimen Verhandlungen sollen Sie führen. Der Botschafter ist angewiesen, Sie in jeder Weise zu unterstützen. Keinesfalls



Schwester Lene Wenck



darf Wiegand irgend etwas von der Sache erfahren, denn er hat alles Ansehen bei den Türken verloren, ist auch zum Glück in Syrien. Der Kaiser verläßt sich auf Ihre unbedingte Diskretion. «

Ich bedankte mich und ging sobald ich konnte, natürlich sehr verwirrt. Denn ich hatte im Lauf der Jahre genug über Bodes Methoden gehört, um zu glauben, daß wirklich dieser heikle kaiserliche Auftrag durch ihn statt auf dem normalen Wege durch den Chef des Zivilkabinetts zu mir gelangt sei. Zum Glück war damals das Kaiserliche Hauptquartier in Homburg v. d. Höhe, und Herr von Berg hatte mir wenige Tage zuvor von dort die letzten Anweisungen für meine Denkmalpflege in Kleinasien erteilt. Ich bat ihn daher telephonisch um eine kurze wichtige Unterredung und bestellte meinen Platz im Balkanzug für den übernächsten Tag ab. Herr von Berg lud mich zur Mittagstafel an demselben Tage. Aber als ich in Homburg eintraf, sagte er sofort, er müsse die Einladung leider zurücknehmen, weil ein paar Stunden zuvor die Nachricht vom Sturz des Zarenreiches eingetroffen sei; der Kaiser wünsche mir alles Gute für meine Tätigkeit in Kleinasien und erwarte meine schriftlichen Berichte. Als ich darauf von meinem Besuch bei Bode erzählte, war Berg höchst erstaunt: S. M. habe ihm kein Wort von dieser so wichtigen Angelegenheit gesagt und müsse bei seinem unmittelbar bevorstehenden Vortrag trotz aller anderer Fragen sofort von dieser hören. Ich möchte bei ihm, Berg, warten. Nach einiger Zeit kam er erleichtert zurück, dankte mir im Namen des Kaisers für mein Kommen; dieser habe von Bodes »Aktion« keine Ahnung gehabt und erwarte meine weiteren Berichte aus Konstantinopel. Von den Sarkophagen

von Sidon sei nie die Rede gewesen und werde auch weiter keine sein. Sehr taktvoll habe sich der Kaiser jeder Kritik an Bode enthalten, bloß betont, daß er von Wiegands Tätigkeit nur das Beste gehört habe. Ich möge sie mir zum Muster nehmen.

Äußerst erleichtert verließ ich Homburg und fuhr noch am gleichen Abend nach Konstantinopel, wo ich fand, daß weder der Botschafter noch sonst jemand von Bodes Plan etwas wußte. Das erste, was mir Halil Bey, der Museumsdirektor, sagte, war: »Wie schön, daß Sie nun in Kleinasien wirken werden, wie Wiegand in Syrien. Wir können ihm gar nicht dankbar genug sein«. Bode habe ich weder wiedergesehen noch ihm geschrieben. Er hatte sich offenbar gesagt: gelingt mein Plan, wird der Kaiser sich sehr freuen, mißlingt er, hat mich Karo mißverstanden. Da Bode Wiegands Vorgesetzter war, fühlte ich mich verpflichtet, ihm die ganze Sache mitzuteilen. Wiegand meinte nur, das ganze sähe Bode gleich, und damit war die Angelegenheit bis heute begraben.

Am Bahnhof in Konstantinopel erwartete mich mein Freund Hans Humann. Er brachte mich ins altvertraute Hotel Pera Palace, wo er für mich ein Zimmer mit kleinem Balkon und herrlichem Blick auf Istanbul gesichert hatte. Dann fuhren wir weiter in den Club, wo ich mit Staunen am *Tableau* las, daß ich als Attaché à l'Ambassade d'Allemagne zur Wahl angemeldet sei. Ich konnte Humann von dieser plötzlichen »Ernennung« nur sagen, sie stamme sicher nicht aus Homburg, wo ich gerade gewesen sei, also wohl vom Botschafter, Herrn von Kühlmann. Auf eine telephonische Anfrage, wann ich mich bei diesem melden

könne, erhielt ich die Einladung zum *Dîner à deux* am gleichen Abend. Er eröffnete mir, ihm liege daran, in Konstantinopel eine Art Musenhof zu schaffen, ein Kultur- und Kunstinstitut, an dem sich auch schöne Frauen beteiligen könnten. Ich solle dies Institut leiten und sobald wie irgend möglich die Statuten aufstellen. Meine Einwände, daß wir schon ein archäologisches Institut in Konstantinopel hätten, und der Kaiser eben erst meine Entsendung nach Kleinasien bestätigt habe, schob der Botschafter einfach beiseite – das solle ich nur ihm überlassen. Ich versprach ihm also einen Statutenentwurf und ging betroffen ins Hotel zurück, müde von der langen Fahrt im überfüllten Balkanzug und entschlossen, mich irgendwie aus dieser neuen Schlinge zu befreien.



Ausgeschlafen fand ich tags darauf meinen Ausweg: Zum Glück war ja Dragendorff mein Chef in Berlin und einer meiner besten Freunde. Ich schilderte ihm in einem langen Brief die Lage und bat um ein dringendes Telegramm, das mir mit scharfem Tadel sofortige Abreise auf meinen Posten in Smyrna befehle.

Der wichtigste Beamte der Botschaft war für mich der Erste Dragoman Mordtmann, der schon seit Jahrzehnten diesen Posten versah: ein vielseitig gebildeter, erfahrener Mann, der liebenswürdig und humorvoll bereit war, aus der Fülle seines Wissens Rat und Hilfe zu spenden. So oft ich in diesen und den folgenden zehn Jahren nach Konstantinopel kam, waren die Stunden in seinem engen Amtszimmer die lehrreichsten und anregendsten. Er war ebenso bewandert in den Sprachen und in der Kunst des Nahen Orients wie in Sitten und Bräuchen des türkischen Reiches und seiner Hauptstadt und verfügte über einen Schatz

ernster und heiterer Anekdoten. Ihm danke ich es, daß mir die wunderbare Schönheit der großen und mancher kleinen Moscheen erst recht lebendig geworden ist. Andererseits hat mir Humann aufs freigebigste die gerade in der Wandlung begriffene türkische Politik und ihre führenden Persönlichkeiten erläutert. So war ich besonders gut auf meine Tätigkeit in Kleinasien vorbereitet, als ich mich auf der *Loreley* einschiffte. Tags zuvor hatte ich den gewünschten Statutenentwurf des togeborenen Instituts dem Botschafter übergeben zusammen mit dem Telegramm Dragendorffs, das in der Schärfe seines Tadels und des Befehls zu sofortiger Abreise nichts zu wünschen übrig ließ.

Die *Loreley*, zum kleinen Passagierdampfer erniedrigt, hatte durch den Krieg nicht gewonnen. Sie war vernachlässigt, wie alle türkischen Kriegsschiffe von einem Türken kommandiert, aber in Wahrheit wie diese von einem griechischen Kapitän geleitet, der als »Gast« des Kommandanten in Zivil auf der Brücke mitfuhr. Die Fahrt begann morgens an der großen Brücke von Galata, umrundete den Hügel des Alten Serails mit seinen Palästen und führte an den Prinzeninseln vorbei ins Marmarameer und schräg hinüber bis zu der Bucht von Kyzikos, die auch bei unruhiger See Schutz bot: die ganze gemächliche Tagesfahrt gehört landschaftlich zum Schönsten dieses überall herrlichen Gebietes. Im Abendlicht konnte ich noch die Ruinen von Kyzikos mit dem von Grün ganz überspannenen Marmortheater besuchen, ehe ich in Panderma die auch im Innern der Türkei unerläßlichen Formalitäten erledigte und den Nachtzug nach Smyrna bestieg. Damit umging mich auch im Kriege die Ruhe Kleinasiens.

Bei der morgendlichen Ankunft in Smyrna erwartete mich zu meiner Freude mein alter Athener Freund Otto Walter, der hierher wie ich zum Denkmalschutz entsandt war. Für ihn handelte es sich um die von Österreich ausgegrabenen Ruinen von Ephesos, und sein Standquartier war wie das meine in Smyrna. Chef der dortigen deutschen Sanitätsbehörde und ihres Etappenlazarets war Dr. Ernst Rodenwaldt, der Bruder des Archäologen. Dank ihm stand schon eine nette saubere Wohnung für mich bereit bei einer alten anglo-smyrniotischen Familie, Mrs. Watkins und ihrer schon nicht mehr jungen Tochter.

Rodenwaldt hatte eben wenigstens Smyrna vor einer furchtbaren Epidemie bewahrt: Als Antwort auf die amtliche türkische Nachricht, daß ein Eisenbahnzug voll cholera-kranker Soldaten eintreffen werde, war er diesem mit allem nötigen Personal und Material entgegengefahren, hatte die noch heilbaren Kranken gerettet und die Toten begraben lassen. Natürlich hatte dies sein Ansehen sehr vermehrt. Auf meine Frage, wie ich mich in Smyrna als einziger Kenner Griechenlands und des Neugriechischen nützlich machen könne, schlug er mir die technische Leitung eines gerade geplanten neuen Unternehmens vor: in den Elendsquartieren der Stadt, die fast ganz von griechischen Flüchtlingen bewohnt waren, wütete das Fleckfieber. Der Reihe nach sollten die Häuser geräumt, ihre nicht erkrankten Bewohner in ein Zeltlager gebracht und dort nach dem neuesten Stand der Forschung durch deutsche Ärzte behandelt und vor der Seuche bewahrt werden. Träger des Fleckfiebers seien Läuse, aber diese seien auf meinen schwarzen Gamaschen leicht zu sehen und zu vernichten. Zu Ostern übernahm ich ein sauberes Lager von

120 Zelten und konnte es bis zum Herbst mit gutem Erfolg leiten. Damit war die Arbeit getan und das Lager wurde geschlossen. Von uns ist auch keiner erkrankt. Der Marschall Liman von Sanders kam selbst dazu herüber und überreichte mir den Eisernen Halbmond. In meinem Bemühen um korrekte militärische Haltung schlug ich mir die Mütze vom Kopf.

Nunmehr konnte ich an meine eigentliche Aufgabe, die Denkmalpflege, gehen. Sie führte mich zunächst nach der altgriechischen Stadt Tralleis, heute Aidin genannt, die in anmutiger Hügellandschaft liegt. Am Tage meiner Ankunft sah ich einen seltsamen Zug den Hügel erklimmen: geführt von Rabbinern brachte eine Prozession feierlich gekleideter Juden unter ernsten Gesängen einen einfachen Holzsarg herbei und stellte ihn an eine leere Stelle des griechischen Friedhofes, während ein Rabbiner eine Ansprache hielt. Dann trugen sie den Sarg wieder zur Stadt ins Tal hinunter. Ich erkundigte mich und erfuhr, ein angesehenener Jude von Aidin habe in seinem Testament jene Stelle für sein Grab bestimmt. Nun hatte man den Toten im Sarg dahin geführt und ihm, falls er mißtrauisch würde, nachweisbar erklärt, daß den Juden hier keine Grablegung mehr gestattet sei. Nachträglich fand ich in einem griechischen Lokalblatt von Aidin eine lobende Notiz über die deutsche Regierung, die eigens einen hohen Offizier entsandt habe, um über jüdische und griechische Gräber zu wachen.

Im Sommer 1918 war ich wochenlang in Budrum, dem modernen Städtchen auf den Ruinen der Ritterburg von Halikarnass, die unter englischen Bomben schwer gelitten hatte. Nennenswerte Reparaturen waren mit den wenigen

verfügbaren Arbeitskräften – Soldaten – unmöglich, aber genaue Aufnahmen lieferten zwei gute Bauforscher, mein neuer Kollege am Athener Institut, Baurat Knackfuß, und sein junger Schüler Bühlmann. Ich machte unterdessen kleine Schürfungen und schrieb Inschriften ab. Es waren schöne Wochen in diesem abgeschiedenen Winkel ohne Zeitungen und ohne Post. Wir schwammen früh morgens weit hinaus ins kristallklare Meer, hoch über den für uns harmlosen Minen, und dann gings an die Arbeit, die manchmal halsbrecherisch in die oberen Geschosse der Burgruine führte.

Doch Mitte Oktober erschreckte uns ein Telegramm des Konsuls aus Smyrna: »Sofort zurückkehren.« Der Krieg war offenbar endgültig verloren. Tags darauf ritten wir bis zur nächsten größeren Stadt. Dort mußten wir Kamele für unser schweres Gepäck beschaffen, und ausgerechnet dort kommandierte ein besonders deutschfeindlicher türkischer Oberst. Man kann sich unsere Stimmung vorstellen. Aber kaum angelangt, empfingen wir eine Einladung zum Abendessen, und bei dem vorzüglichen Mahl erklärte uns der Gefürchtete: »Sie wissen, ich habe es mit Ihren Landsleuten nicht immer leicht gehabt, aber im Unglück sind wir nun nichts als Verbündete. Wie kann ich Ihnen helfen?« Ich bat um zwei Kamele für den nächsten Morgen um sechs, denn wir wollten gegen neun Uhr abreiten. Pünktlich im Morgengrauen waren zwei prachtvolle Tiere und ihre Wärter zur Stelle. Und eine Stunde nach dem Aufbruch holte uns im Galopp ein Reiter ein: er brachte zwei Körbe voll erlesener Lebensmittel, für die wir nicht einmal richtig danken konnten. Unsere Reise verlief weiterhin bis Konstantinopel ohne Zwischenfall.

Am 11. November wurde der Waffenstillstand erklärt. Vom Botschaftspfarrer, Graf Lüttichau, hörte ich eine wunderbare Predigt, die mir wieder Mut und Hoffnung einflößte. Da ich an keine Truppenformation gebunden war, beschloß ich, mit dem nächsten Truppentransport nach Odessa zu fahren. Sehr traurig war der Abschied von Halil Bey, gespensterhaft ein Schauspiel auf dem Goldenen Horn, wo ich den Sultan auf seinem Staatskaik mit fünfzig Ruderern nach Eyub zur Schwertumgürtung – dem mohammedanischen Gegenstück zur Krönung – fahren sah. Der Dampfer zum Schwarzen Meer fuhr einige Tage später unter dem Kommando eines Generals zunächst nach Odessa, wo ich eben Zeit hatte, mir beim deutschen Generalkonsulat einen hohen Rubelscheck einzulösen, während in den Straßen geschossen wurde. In ruhiger Fahrt ging es dann weiter bis nach Nikolajew an der Bug-Mündung. Ein paar Tage zuvor hatten wir noch im Bosphorus gebadet, und hier lag schon überall Schnee. Wir verlebten in Nikolajew eine Woche – im gleichen Gasthof mit einer deutschen Soldatenheimschwester, die später meine Frau werden sollte. Damals haben wir einander nicht einmal kennengelernt. Sehr schade.

Kurz vor Weihnachten langte ich in Berlin an.



Die griechische Königsfamilie 1922 in Tatoi
Sitzend von links nach rechts: Königin Sophie, Prinzessin Katharina,
König Konstantin, Prinzessin Irene, Kronprinz Georg
Stehend von links nach rechts: Prinz Paul, Prinzessin Helene,
Prinz Alexander



Ich möchte diese Aufzeichnungen aber nicht abschließen, ohne dessen zu gedenken, was König Georg II. Anfang 1939 für mich getan hat. Ende 1938 mußte sein Reich seine Tore für Einwanderer schließen. Für das kleine, wirklich nicht reiche Land, waren bereits allzu viele Nazi-Flüchtlinge seit 1933 hereingeströmt. So wurden keine Visa mehr für Besitzer österreichischer oder deutscher Juden-Pässe mit dem J ausgestellt. Also verschloß sich auch mir die Möglichkeit, zunächst nach Athen zu gehen, ehe ich meine Fahrt nach den Vereinigten Staaten von Amerika antreten konnte. Noch ehe ich mir sehr ernste Sorgen über diese Erschwerung machte – es gab deren genug andere – ließ König Georg II. den damaligen deutschen Gesandten, Prinz Erbach, zu sich kommen und bat ihn, ihm aufrichtig zu sagen, ob Georg Karo in Gefahr sei. Der Gesandte konnte dies nur bestätigen. Noch am selben Tage gab der König seinem Gesandten in Berlin die Anweisung, daß mir jederzeit auf einem griechischen Konsulat ein Visum für Griechenland zu erteilen sei. Einen Tag später wurde ich vom Münchener Konsulat davon benachrichtigt – und ich kann kaum beschreiben, wie diese Nachricht auf uns wirkte, wie dankbar wir waren.

Ähnliche Dankbarkeit erfüllte mich, als mich im Sommer 1939 – nachdem wir Deutschland als *refugees* verlassen hatten und einige Monate in Athen verbrachten – der Bür-

von Tiryns aufsuchte und mir sagte, in seinem
ein Baugrund für mich bereit. Dort würden
er mir ein Haus errichten, damit ich unter
r Freund einen ruhigen Lebensabend verbrin-
Dieses Haus sei die Gabe des Dorfes an mich
ng an unsere Ausgrabungszeiten in den Ruinen

er überwältigend war ein anderes Zeichen treu-
glichkeit: Panagiota, die kleine dunkelhaarige
, die mir in der ersten Athener Zeit bereits treu
te, dann während der dreißiger Jahre meiner
au, und die uns in zwei Sommern nach meiner
ng wiederum betreut hatte, erschien sofort
r Ankunft im Juli 1939 bei uns. Als ich meinen
sten verließ, hatte ich ihr als Dank für treue
e Summe geschenkt, von der sie sich den
es Lebens erfüllen konnte: ein eigenes kleines
m Hymettos. Sie ließ es sich bauen, legte einen
ten ringsum an, übernahm gelegentlich Näh-
d war offenbar sehr glücklich dort. Und nun
jenes Häuschen an; wir sollten von jetzt ab
n, sie selbst würde, da es an Platz mangle, zum
auernachbarn ziehen, und *sie* würde für uns
e sie es ja gewöhnt sei. Nahrung würden die
Landes liefern, Hühner seien vorhanden, dazu
somit wäre alles in bester Ordnung, wir brauch-
uziehen. Sie wisse, daß ich alles verloren habe,
, jetzt könne *sie* einmal geben.

wir auch in harten Zeiten unseres Lebens die
Griechenlands vom König bis zum einfachen
chen.

Die Aufnahmen stellte der Verfasser zur Verfügung. Die Photographie von Theodor Mommsen stammt aus dem Archiv des Deutschen Archäologischen Instituts (Neg. 35.744). Die Vorlage für das Porträt von Schliemann entnahmen wir dem Werk von Curt Voigt über »Schliemanns Ausgrabungen« (Leipzig 1891), jene für Arthur Evans dem Verfasser »Greifen am Thron, Erinnerungen an Mykenen« (Bruno Grimm, Baden-Baden 1959). Das Institut in Mainz überließ uns für die Abbildung die Photographie, die J. E. Bulloz nach dem Gemälde von Eugène Carrière herstellte.

germeister von Tiryns aufsuchte und mir sagte, in seinem Dorf stände ein Baugrund für mich bereit. Dort würden die Bewohner mir ein Haus errichten, damit ich unter ihnen als ihr Freund einen ruhigen Lebensabend verbringen könnte. Dieses Haus sei die Gabe des Dorfes an mich in Erinnerung an unsere Ausgrabungszeiten in den Ruinen von Tiryns.

Nicht weniger überwältigend war ein anderes Zeichen treuester Anhänglichkeit: Panagiota, die kleine dunkelhaarige Spartanerin, die mir in der ersten Athener Zeit bereits treu gedient hatte, dann während der dreißiger Jahre meiner späteren Frau, und die uns in zwei Sommern nach meiner Pensionierung wiederum betreut hatte, erschien sofort nach unserer Ankunft im Juli 1939 bei uns. Als ich meinen Athener Posten verließ, hatte ich ihr als Dank für treue Dienste eine Summe geschenkt, von der sie sich den Wunsch ihres Lebens erfüllen konnte: ein eigenes kleines Häuschen am Hymettos. Sie ließ es sich bauen, legte einen kleinen Garten ringsum an, übernahm gelegentlich Näharbeiten und war offenbar sehr glücklich dort. Und nun bot sie uns jenes Häuschen an; wir sollten von jetzt ab dort wohnen, sie selbst würde, da es an Platz mangle, zum nächsten Bauernnachbarn ziehen, und *sie* würde für uns sorgen – wie sie es ja gewöhnt sei. Nahrung würden die Früchte des Landes liefern, Hühner seien vorhanden, dazu eine Ziege. Somit wäre alles in bester Ordnung, wir bräuchten nur einzuziehen. Sie wisse, daß ich alles verloren habe, nun arm sei, jetzt könne *sie* einmal geben.

So erfuhren wir auch in harten Zeiten unseres Lebens die Segnungen Griechenlands vom König bis zum einfachen Bauernmädchen.

Die Aufnahmen stellte der Verfasser zur Verfügung. Die Photographie von Theodor Mommsen stammt aus dem Archiv des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom (Neg. 35.744). Die Vorlage für das Porträt von Heinrich Schliemann entnahmen wir dem Werk von Carl Schuchhardt über »Schliemanns Ausgrabungen« (F. A. Brockhaus, Leipzig 1891), jene für Arthur Evans dem Werk des Verfassers »Greifen am Thron, Erinnerungen an Knossos« (Bruno Grimm, Baden-Baden 1959). Das Institut Français in Mainz überließ uns für die Abbildung von Anatole France die Photographie, die J. E. Bulloz nach einem Gemälde von Eugène Carrière herstellte.